

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 16. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin, 12. August 1894.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{4}$ M.

XXI. Jahrg.

Raddruck verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(4. Fortsetzung.)

Dein, keins von beiden!" rief Dora.
Doch „Mama und ich, wir haben uns nie vor irgend einer Krankheit gefürchtet und sind doch nie von den Leuten, die wir besuchten, angesteckt worden. Und als meine Eltern erkrankten, da waren wir gerade gar nicht mit den anderen Kranken in Verührung gekommen, — das ist Bestimmung!“

„Dennoch — —.“

„Nein, nein, der gute Justizrath hat mir gesagt, ich darf hier im Hause alles so machen, wie es mir gut schiene. Mir scheint es aber gut, daß Seßi unter allen Umständen hier bleibt, und ich auch. Nicht wahr, Herr Doctor, es ist auch gar keine Gefahr vorhanden?“

Eine flüchtige Röthe flog über die Stirn des Doctors, er blickte Herwart vorwurfsvoll an.

„Nein, gnädiges Fräulein, es besteht keine Spur von irgend einer Ansteckungs-Gefahr!“

„Nun, siehst Du wohl?“

Sie blickte triumphirend zu Herwart auf. Das verhinderte aber nicht, daß dieser bald darauf Alma etwas in das Ohr flüsterte, und nach der Absahrt des Doctors wußten es auch die anderen: im Hause, in das Seßi an dem Abend, als sie verunglückte, gebracht worden war, hatte ein Typhus-Kranker gelegen, und dieselbe Krankheit war bei Seßi im Anzuge!

Magda Rathen, die ihren Plan abzureisen fürs erste noch aufgeschoben zu haben schien, bekam plötzlich Sehnucht nach Mann und Kindern. Auch ihre Mutter widersprach Dora nicht, als diese ihr sagte, sie fände es ganz natürlich, daß sie den Wunsch hege, ihre Tochter zu begleiten; und Alma schwieg, wie von der Nothwendigkeit ihrer Uebersiedelung nach Demkow gesprochen wurde.

Am selben Abend machten alle drei Damen in aller Stille ihre Reise-Vorbereitungen.

„Ich weiß doch nicht, ob man Dora nicht warnen sollte,“ sagte Frau Magda zu ihrer Mutter, während sie ihren Koffer packte.

„Wo zu?“ meinte Frau von Palten, „sie weiß schließlich dasselbe, was wir wissen, und wenn sie trotzdem bleibt, — man soll keinem Bösen wünschen, und, gewiß, ich thue es auch nicht, — aber, am Ende, wenn es Schicksals-Beschluß wäre — —,“ und sie ließ ihren Satz wieder unvollendet.

Am nächsten Tage schrieb die Oberbergärerin an ihren Mann:

„Bei der mißrathenen Tochter des Herrn von Luckna soll der Typhus im Anzuge sein, und Frau von Palten, Frau von Rathen und Fräulein von Luckna sind daher, unter Angabe glaubhafter anderer Gründe, abgereist. Unsere engelhafte Schloßherrin hat sich von allen halbige Wiedersehne versprechen lassen. Ich aber sagte zu Herrn von Luckna, der sich darüber zu wundern schien, als ich mich dem allgemeinen Zuge nicht anschloß: Mein Vater war ein von Brandsfeld, und der Wappenspruch der Brandsfeld's lautet: Fürchte Gott und troze dem Teufel, — ich



Im Strandkorb.

Nach dem Bilde von J. Bobzinšti. — Siehe Seite 128.

troße ihm! Am übrigen wohne ich in einem von dem Krankenzimmer durchaus entfernten Flügel und besuche die Kranke auch nicht, da ich sie nicht kenne. Fräulein Dora geht nun freilich zu ihr und kommt dann zu mir, aber Typhus ist nur bei direkter Berührung ansteckend, und ich kann daher abwarten, wie die Sache endet; das heißt, ich fürchte mich gar nicht, und nachdem ich es einmal übernommen habe, der jungen Schloßherrin eine Stütze und ein liebevoller Anhalt im Meere der auf sie hereinbrechenden Verwandtschafts-Intrigen zu sein, will ich ausharren, solange ich es mit meinem Gewissen verantworten kann, denn freilich sind die Pflichten gegen Euch, und besonders die gegen meinen Egmont, meine nächsten. So stehe ich denn fest im Vertrauen auf meine Wappen-Devise; eine Brandsfeld hat sich noch niemals gefürchtet; und, wie gesagt, ich wohne im anderen Flügel.

Für immer bin ich meines Egmont zärtliche Mutter und

Deine getreue
Hortense."

X.

Während die Oberbergräthin diesen Brief verfaßte, saß Dora an Sefi's Bett.

Sefi atmete unruhiger. Dora beugte sich über sie. „Hast Du Schmerzen, Sefi?“

Sefi antwortete nicht.

Dora wartete einige Augenblicke, dann wiederholte sie ihre Frage.

„Nein“, seufzte Sefi jetzt, „Schmerzen habe ich nicht gar arg, aber ich bin so schrecklich müde.“

„Dann mußt Du schlafen.“

„Ich mag nicht!“

„Sei gut Sefi! Siehst Du, Du wirst dann um so eher wieder gesund.“

„Ich kann aber nicht schlafen!“

„Warum denn nicht?“

„Ah — ich muß immer denken.“

„An was mußt Du denn denken?“

Sefi drehte sich nach der anderen Seite um und antwortete nicht.

Dora fragte nicht weiter, aber als sie nach einiger Zeit sah, daß Sefi's Augen noch immer weit geöffnet vor sich hinblickten, setzte sie sich auf den Rand ihres Bettes und streichelte mit einer sanften Bewegung die Hand der Kranke.

Sefi zog ihre Hand zurück.

„Warum bist Du eigentlich so gut?“ fragte sie und blickte fast ängstlich zu Dora auf.

Diese schüttelte den Kopf.

„Wie sonderbar Du fragst! Was thue ich denn besonders Gutes?“

„Du bist immer freundlich, so ganz anders als alle anderen!“

„Nein, Sefi, da irrst Du Dich; Ihr seid doch alle gut hier!“

Sefi sah grenzenlos erstaunt zu ihrer neuen Cousine auf.

„Das — das hast Du gefunden?“

„Gewiß, Sefi, und es war nicht schwer, das zu merken.“

„Nein, nein, es ist nicht so!“

„Arme Sefi, Du bist frank, darum ängstigen Dich wohl allerlei falsche Vorstellungen, aber Du mußt Dich nicht quälen! Siehst Du, wir sind bei Dir, Dein guter Papa und ich, und wir wollen Dich recht schnell wieder gesund machen.“

„Papa? O, Papa wäre ganz froh, wenn ich stirbe!“

„Um Gottes willen, Sefi, was sprichst Du da!“

„Ja, ja, Du kannst es mir glauben!“

Dora legte, anstatt zu antworten, eine frische Kompress auf Sefi's Stirn.

„Du mußt nicht so viel reden, Sefi, Du fängst wieder an zu fiebern.“

„Das ist ganz gleich, um mich grämt sich doch keiner!“

„Sefi, arme Sefi, wie Du leiden mußt, um so schlimme Gedanken zu haben!“

Es schimmerte feucht in den blauen Augen, und Sefi that der traurige Ausdruck, den diese angenommen hatten, förmlich weh. Sie drückte ihr Gesicht in die Kissen.

„Ich will gar nichts mehr sagen,“ murmelte sie, „aber Du sollst auch nicht traurig sein!“

Dora dachte einen Augenblick nach. Dann begann sie mit leiser Stimme:

„Ich will Dir etwas erzählen; das wird Dir die häßlichen Gedanken verschaffen!“

Und sie begann, das Häuschen zu schildern, in dem sie ihre glückliche Kindheit verlebt hatte; sie erzählte von ihren Eltern und beschrieb in liebevoller Erinnerung die ihr so theuren Gestalten und die Idylle ihres Familienlebens mit greifbarer Deutlichkeit. Sefi lag

ganz still; Dora glaubte, sie sei eingeschlafen, und hielt einen Augenblick inne. Da öffnete Sefi die Augen. „Bitte weiter,“ bat sie, „was sagst Deine Mutter noch von den Blumen und Vogeln?“

Und Dora, die glücklich in ihren Erinnerungen war, nahm ihren Bericht wieder auf. Zuletzt sang sie mit leiser Stimme ein altes Lied, das ihre Mutter besonders geliebt hatte. Sefi's Atemzüge wurden immer ruhiger, und unter den Klängen der einfachen Melodie schlief sie endlich ein.

Eine Thür wurde im Nebenzimmer geöffnet. Dora erhob sich und schritt vorsichtig leise hinaus, um die drohende Störung zu verhindern.

Sie stand Herwart gegenüber. Lächelnd legte sie den Finger auf den Mund, um Schweigen anzudeuten. „Sie schlafst!“

„Und Du bist ganz allein bei ihr? Ich weiß wirklich nicht, wie ich Dir danken soll,“ flüsterte er.

Dora schüttelte den Kopf. „Es macht mir Freude zu sehen, wie sie ruhig und fügsam wird, wenn man freundlich zu ihr spricht. Ich fürchte fast, irgend jemand ist nicht immer gut zu ihr gewesen, — sie sagt manchmal so sonderbare Dinge!“

Herwart seufzte. „Es ist sehr schwer, ein Mädchen zu erziehen, das keine Mutter hat!“ sagte er. „Du kannst Dir nicht denken, welch ein Unglück es für mich und meine Kinder war, daß meine arme Frau so jung starb!“

„Ja, es muß schrecklich sein, so eine Häuslichkeit ohne Frau!“

„Ah, eine Häuslichkeit habe ich eben auch nicht gehabt seit jenem Todesfall.“

„Richt? Aber wie kam denn das?“

„Das ist eine lange, traurige Geschichte, mit der ich Dich nicht ermüden möchte. Nur so viel will ich Dir sagen, daß ich nach dem Tode meiner Frau ganz ver einsamt stand.“

„Du hattest doch noch Deine Mutter und die Kinder!“

„Freilich, aber Kinder können einem Manne nicht die Frau erziehen, und Papa fing damals an zu kränkeln, sodass Mama durch die Pflege sehr in Anspruch genommen war. Zugleich hatte ich das Unglück dienstlicher Unannehmlichkeiten, die sich nach einigen Jahren derartig verschärften, daß ich den Abschied nehmen mußte. Ich war auch leichtsinnig, — ich will mich vor Dir nicht besser machen, als ich war! Ich hatte doch für meine Kinder zu sorgen, und trotzdem ließ ich mich hinreichen, für einen Freund gut zu sagen. Es war eine große Summe, für die ich mich verpflichtet hatte, weil ich meinem Freunde felsenfest vertraute. Nun, — er verdiente dieses Vertrauen nicht, er ließ mich im Stich, und die Schuldenlast, die sich dadurch plötzlich über meinem Haupte zusammengehäuft hatte, erdrückte mich. Ich mußte den Abschied nehmen.“

„Aber Du konntest doch gar nichts dafür, das mußte doch jeder einsehen!“

„Ja, eigentlich hätte es wohl so sein müssen, aber Papa wurde die Sache falsch dargestellt, und er hat sie mir nie verziehen. — Doch ich langweile Dich, sprechen wir lieber von anderem!“

„Nein, nein, bitte las mich wissen, wie es weiter wurde! Sefi schlaf, sie braucht mich jetzt nicht!“

Das junge Mädchen hatte sich auf einen Ed-Divan gesetzt, und Herwart zog ein Tabouret neben sie, und so, halb zu ihren Füßen sitzend und mit schwermüthigem Ausdruck zu ihr ausblickend, fuhr er fort:

„Du erweistest mir eine große Wohlthat, indem Du mir erlaubst, mich einmal über alle diese Dinge auszusprechen. Ich stehe so furchtbar einsam in der Welt; ich habe niemanden, der mich versteht, denn Alma ist so vorwiegend praktisch, daß sie wenig Interesse und Verständnis für innere Erlebnisse und Kämpfe besitzt. Und mein Leben besteht vorwiegend aus solchen, denn Du kannst Dir denken, daß es nicht leicht für mich war, nachdem ich das Glück des Familienlebens verloren hatte, auch noch die regelmäßige Beschäftigung meines Berufes, den ich liebte, einzubüßen. Papa ließ mich damals hierher kommen, damit ich unter seiner Leitung die Landwirtschaft erlernen sollte. Das war eine schwere, schwere Zeit! Ein Heer von Neidern und Verleumubern drängte sich zwischen Papa und mich; man gönnte mir die Aussicht auf diesen großen, schönen Besitz nicht. — Mein Gott, was sage ich da! Verzeihe mir und las mich abreden! Du siehst, wie unzverlässig ich bin! Ich hatte mir so fest vorgenommen, diese Dinge Dir gegenüber nie zu berühren, und nun gehen mir Herz und Zunge durch, verzeihe mir!“

„Ich verstehe Dich nicht ganz,“ sagte Dora ein wenig verwirrt, „bitte, erkläre mir: man beneidete Dich um diesen Besitz? Du solltest ihn also haben?“

„O, bitte, frage nicht weiter, ich kann Dir das nicht sagen —.“

„Doch, doch, Du mußt mir nun alles sagen, ganz gewiß!“

Er rang die Hände und preßte sie vor seine Stirn.

„Mein Gott, was habe ich da angerichtet, in welchem Lichte muß ich Dir erscheinen! — Aber freilich, nun ist es schon besser, ich sage Dir die ganze Wahrheit! — Nun ja denn, Vater wußte damals noch nicht, daß er eine Enkeltochter besaß, und so hatte er mich zu seinem Erben bestimmt!“

„Er wußte es nicht? Aber Mama hatte es ihm doch geschrieben, und er ließ mich auch grüßen! Mama hat mir das oft gesagt, als ich noch klein war. Erst als ich größer wurde, schrieb er nicht mehr, weil er zu stark dazu ward.“

„Nun, dann — dann hat er wohl damals gedacht, daß ein junges Mädchen nicht genüge, um —. Doch, das ist gleichgültig! Jedenfalls galt ich damals als Erbe. Und das war mein Unglück, denn einerseits verleumdeten man mich bei Papa, andererseits drängte man sich an mich heran und bot mir die Summen an, die ich brauchte zur Begleichung meiner Schulden, die Papa zu bezahlen sich weigerte. Dadurch kam ich in die Lage, ohne irgend welche bestimmten Einnahmen einen unermeßlichen Credit zu haben. Allein, das versteht Du vielleicht nicht —.“

„Doch, doch, ich verstehe: man bat Dich, Geld anzunehmen, das Du später zurückgeben solltest!“

„Ja, so war es; und mit demselben unverantwortlichen Leichtsinn, mit dem ich für meinen Freund Bürgschaft geleistet hatte, rechnete ich nun mit der Zukunft und ließ mir von meinen so bereitwilligen und im Grunde doch so eigenmütigen Freunden helfen. Dadurch wurde meine Situation eine immer schwierigere, und endlich schien es mir und meiner Mutter am besten, daß ich Hellowa wieder verließ, um nach Berlin zurück zu kehren. Dort suchte ich mir bestimmte Erwerbsquellen zu eröffnen, was mir auch in einer, wenigstens für meine bescheidenen Bedürfnisse ausreichenden Weise gelang. Aber — der Junge war in Pension, Sefi blieb in Hellowa, und mein heißer Wunsch, die Kinder zu mir nehmen zu können, blieb unerfüllbar, denn für einen größeren Hausstand reichten die Mittel nicht.“

„Armer Herwart! Du hast freilich Trauriges erlebt! Und die beiden Kinder, wie leid thun sie mir, weil sie ein Elternhaus kaum kannten. Wo ist Dein Sohn jetzt?“

„In Berlin auf der Universität.“

„Und nun siehst Du ihn oft?“

„Aufrichtig gesagt, Dora, das ist auch ein wunder Punkt! Theo und ich passen nicht zusammen.“

„Wie ist das möglich?“

„Er ist mein einziger Sohn, und ich liebe ihn ja natürlich, — aber er ist infolge von Kränklichkeit wohl geistig zurückgeblieben. Das heißt, weißt Du, er lernt, was man von ihm verlangt, allein im übrigen hat er kein Interesse und kein Verständnis für das Leben. Er wird vielleicht einmal ein verknöchelter Fachgelehrter werden, ein normaler Mensch leider nie!“

„Ich verstehe das nicht,“ sagte Dora nachdenklich.

„Wenn Du ihn sähest, würdest Du es sofort begreifen! Doch nun, verzeihe mir, Dora, daß ich Dich so zur Vertrauten aller meiner Sorgen gemacht habe; es ist sonst gar nicht meine Art, mich derartig auszusprechen, aber in Deinen Augen liegt so viel Güte und ein Etwas, das mir ein so unbegrenztes Vertrauen gibet, daß Dir gegenüber mein Herz sich öffnet und die Zunge sich löst. Willst Du mir verzeihen?“

Er hatte ihre Hand ergriffen und blickte sie so innig und traurig an, daß Dora, verwirrt und tief bewegt, seinen Händedruck leise erwiderte.

„Was sollte ich Dir wohl verzeihen?“ flüsterte sie. „Ich muß Dich vielmehr bitten, daß Du mir nicht böse bist, weil ich doch zwischen Dich und Deine Aussichten für die Zukunft trat.“

„Das ist es ja eben, was Du nie, nie hättest erfahren sollen, am wenigsten durch mich selbst! O, ich verzweifle manchmal an mir selbst, weil ich so gar nichts verschweigen kann!“

„Nein, bitte, mache Dir keine Vorwürfe darüber! Es ist viel besser, wenn ich alles weiß, und ich danke Dir dafür, daß Du mir so rüchhaftlos die Wahrheit enthülltest! Ich kann ja nichts dafür, daß Großpapa's Wille mich hierher rief, und Du kannst auch nichts dafür, daß Du Erwartungen hattest, die sich nicht erfüllten. Wir beide aber würden dafür verantwortlich sein, wenn wir uns Dinge, die wir nicht verschuldeten, nachtragen wollten; nicht wahr, lieber Herwart? Darum wollen wir gute Freunde sein und einander helfen, wo und wie wir können! Und die arme Sefi da drinnen, — es ist mir immer, als habe ich eine Schwester durch sie bekommen, — für die wollen wir zusammen sorgen, ja?“

Herwart drückte ihre Hand stürmisch an seine Lippen.

"Du bist ein Engel, Dora, Du gibst mir den Glauben an das Gute und an das Glück zurück! Wenn ich noch einmal ein vernünftiger und tüchtiger Mensch werde, so danke ich es Dir!"

"O, Herwart! Du beschämst mich so sehr, wenn Du so übertriebst!"

"Nein, ich übertrage nicht, und das, was meinem Leben geschehen hat, war die sündige warnende Stimme eines Engels wie Du! Willst Du Dich des vereinsamten Mannes ein wenig annehmen? Darf ich zu Dir kommen, wenn das Herz mir gar zu schwer oder zu voll ist?"

"Wenn ich Dir denn wirklich nicht zu dumm und zu unerfahren bin —"

"O, Du Gute, — Beste! Ich darf also wirklich denken, daß Du meine Freundin sein und nicht erschrecken willst, wenn sie mich den leichtsinnigen, thörichten Herwart schelten?"

"Sie werden Dich nicht schelten! Und sollte es geschehen, — ich kenne Dich ja nun!"

Ihre Stimmen waren etwas lauter geworden, und Sefi sah darüber erwacht. Sie verlangte nach Wasser. Schnell und fast erschrocken eilte Dora zu ihr, und Herwart folgte.

"Papa soll fortgehen, ich will nur Dich hier haben!" rief Sefi in weinerlichem Ton; aber Dora ergriff Herwarts Hand, legte sie leise auf die Sefi's und sagte:

"Nicht doch, Sefi, Dein armer Papa sorgt sich um Dich!"

Sefi blickte zweifelnd von einem zum andern.

"Du und er, Ihr gehört ja am nächsten zusammen auf der ganzen Welt, und wer so nahe zusammen gehört, der muß sich auch sehr, sehr lieb haben," fuhr Dora fort, "und Du hast ihn auch lieb, nicht wahr?"

"Ich weiß ja gar nicht, ob er das mag!" wehrte sich Sefi.

"Gewiß, gewiß, so sage es ihr doch!" rief Dora.

Und Herwart kniete vor dem Bett seiner Tochter nieder und flüsterte: "Meine liebe, kleine Sefi."

Das Mädchen öffnete die Augen weit und erstaunt. Dann schlängelte sie plötzlich den Arm um den Hals ihres Vaters.

"Wirklich? O Gott, Papa, das habe ich ja nicht gewußt!" flüsterte sie mit einem glücklichen Lächeln.

XI.

Ogleich der Brief der Oberbergräthin besonders für Egmont geschrieben, wenn auch an dessen Vater adressiert war, so bekam der hoffnungsvolle Primaner ihn doch nicht zu lesen, sondern der Oberbergrath stießte ihn in die Tasche und wanderte damit zum Justizrath, dem er den Inhalt mittheilte. Dieser wurde ganz wild darüber.

"Was? Typhus? Und die Kleine pflegt! Das ist der reine Mordanschlag, und Frau Magda von Rathen, die immer in der Bibliothek saß und die Erbschaftsordnung studierte, könnte es sich nicht besser ausgedacht haben. Da müssen wir Ordnung schaffen, so schnell als möglich! Ich fahre mit dem nächsten Zuge! Deshalb habe ich mir die Kleine nicht so mißliebig in der Ferne herausgesucht, damit sie mir hier Typhus-Kranke pflegt! Aber das kommt von dem Verwandtschaftshospital, das sie sich in Hellowa zugelegt hat!"

"Ja, ich muß sagen, daß ich nicht recht verstehe, warum Sie darin willigten."

"Lieber Freund, sagen Sie einmal so einem ahnungslosen Engel, daß die meisten unserer lieben Mitmenschen nichts anderes als frissige Bestien sind, sagen Sie so einem Kinde, das noch die ganze Welt voll Rosen sieht, daß das gemeinte Gewürm sich darunter versteckt!"

"Ich begreife doch nicht, warum Sie Sich sträuben, diesem unerfahrenen Mädchen die Augen zu öffnen? Was hat es z. B. für einen Sinn, daß Fräulein Dora, wie Sie selbst erklären, eine ganz klare Vorstellung von der Vorgeschichte ihrer Eltern und seine Ahnung von der Rolle hat, die diese ganze Verwandtschaft dabei gespielt zu haben scheint? Warum lieben Sie sie nicht das Testament ihres Großvaters lesen? Das hätte sie doch einigermaßen aufgeklärt."

Der Justizrath wiegte seinen kleinen Kopf.

"Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Eure Geschäftswiseheit sich träumen läßt! Nehmen Sie es mir nicht übel, alter Freund, aber — Nun, wir wollen hier nicht eine Discussion über verschiedene Standpunkte halten; sobald die materiellen Interessen unseres Mündels ins Spiel kommen, stehen wir ja ganz auf demselben Boden. Und, was das Testament betrifft, so hätte ich es der Kleinen gegeben, wenn sie es verlangt hätte. Da sie das aber nicht that, so habe ich ihr den Inhalt nur mündlich mitgetheilt, und dabei war es ja nicht nötig, daß ich ihr auf ihre rosig Anschauung der Dinge und Menschen einen schwarzen Tintenfleck mache. Lassen wir ihr ihren Rosengarten, bis sie selbst merkt, wo die Disteln stechen."

Der Oberbergrath zuckte die Achseln.

"Wenn ich nicht wüßte, was für ein feiner Jurist Sie sind, würde ich Sie manchmal für einen Dichter halten; aber dazu ist Ihr Verstand denn doch zu scharf und Ihre praktischer Blick zu klar!"

"Ich bedanke mich im Namen der Dichter, die sich aus Ihrer Ansicht einen besonderen Vers machen könnten. Im übrigen, — in einer Stunde werde ich also nach Hellowa fahren!"

"Und einstweilen wollen Sie noch das Acten-Bündel da durchsehen — Nun, ich will nicht stören, — kommen Sie heute Abend zum Partiechen zu mir?"

"Ja, wenn ich mit dem Abendzuge zurückkehren kann!"

"Schön, meine Schwester hädt Kartoffelpuffer! Auf Wiedersehen!" An der Thür lehnte er noch einmal um.

"Und wenn Sie meiner Frau sagen wollten, es ginge bei uns sehr gut. Ja, wollen Sie?"

Der Justizrath blinzelte ihm über seine Brille hinüber zu. "Und die Frau Oberbergräthin könnte noch in Hellowa bleiben, wie?"

"Na, wissen Sie, lieber Freund, ich — habe nichts dagegen!"

XII.

Der Doctor, der einen Besuch bei Sefi gemacht hatte und nun mit der Oberbergräthin im Gartenhaus von Hellowa frühstückte, hatte soeben seine Befriedigung über das Besinden der Kranken ausgesprochen und über die Frage der Oberbergräthin, wie es denn mit den Typhus-Ausichten stände, gelacht.

"So, so, Sie lachen darüber, es war also alles nur eine Finte, um das Haus leer zu bekommen?" rief die Oberbergräthin entrüstet.

"Ich weiß wirklich von gar nichts, gnädige Frau," versicherte der Doctor, "daß Fräulein sieberte zuerst heftig, und man kann niemals wissen, was aus dergleichen Zuständen wird; aber im übrigen weiß ich von nichts, von gar nichts!"

"Na, dann wird der Herr von Luckna wohl um so mehr wissen!"

"Das kann ich wirklich nicht sagen."

Die Oberbergräthin schwieg, aber das lebhafte Roth ihrer Wangen verriet ihre Erregung.

"Wie fatal! Sie hatte sich nun von dem Krankenzimmer ausgeschlossen, und wenn sie jetzt, nach besiegteter Gefahr, plötzlich dort erschien, wäre es doch aus, als ob sie sich gefürchtet hätte!

Sie überlegte, was zu thun sei.

Da meldete der Diener die Ankunft des Justizraths.

"Sie laufen mir ja gerade in die Arme, Doctor!" rief dieser, dem Diener auf dem Fuß folgend, dem Arzte zu. "Nun sagen Sie mir vor allem, wie geht es Fräulein Dora?"

"Vortrefflich, Herr Justizrath!"

"Und es ist wirklich Typhus?"

"Typhus? Nein, davon ist gar keine Rede!"

"Nicht? Ja, aber beste Frau Oberbergräthin, was haben Sie denn für eine Alarm-Nachricht in die Welt geschickt?"

Fran Malcolm beteuerte, nichts Positives geschrieben, der Doctor behauptete, niemals etwas Positives in dieser Beziehung gefragt zu haben; es war alles nur Missverständnis und Panik. Fest stand nur, daß Sefi nicht den Typhus hatte, daß verschiedene Damen abgereist waren, und daß Herwart sich auf der Hühnerjagd befand, von der er erst mit hereinbrechender Dunkelheit zurückkehrte wurde. Der Justizrath, der die Whist-Partie und die Kartoffelpuffer einer Begegnung mit Herwart Luckna vorzog, beschloß daher, nur von Dora selbst zu hören, daß sie wohl sei, und dann wieder abszureisen.

Sie kam ihm mit so rosigem Wangen und einem so frohen Lächeln entgegen, daß jede Frage nach ihrem Besinden überflüssig schien.

"Es geht Sefi schon viel besser," sagte sie.

"Das freut mich; aber trotzdem sind die meisten Ihrer Haushaltsmänner aus Angst vor einer Ansteckung abgereist, wie ich höre."

"O nein, so war es nicht; es ist ja gar keine ansteckende Krankheit! Aber Tante Alma verriet mir, daß Tante Palten so gern ihre Tochter besuchen wollte, und durch Tante Palten wußte ich wieder, daß Tante Alma so sehr notwendig in Demlowo sei. Da sagte ich ihnen beiden, sie sollten sich durch die Rückfahrt auf mich nicht zurückhalten lassen, und deshalb reisten sie schließlich ab, — die Guten! Ich hoffe aber, in ein paar Wochen kehren sie zu mir zurück."

"So, so!"

Eine Stunde später saß der Justizrath wieder im Wagen, der ihn nach der Station bringen sollte, und zwischen seinem Aerger über das Geträtsch alter Weiber,

dem man immer noch zu viel Werth beilege, flang ihm ein Wort in der Seele nach, das dort aus seiner Jugendzeit haften geblieben war und ihn nun, wie eine verlorene Blume aus einem Kehrichthaufen, mit frommem Auge ansah. "Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen," murmelte er. "Ja, wahrhaftig, und dieses Kind sieht den Geist der Güte, wo kein anderer Mensch eine Spur davon findet. Wohl ihr, und wehe dem, der ihren Glauben an das Gute stirbt. Ich werde nicht so niederrächtig sein!"

XIII.

Am nächsten Vormittage, während Dora wieder bei Sefi saß, erschien Herwart plötzlich in seinem Jagdstoß, das ihm vortrefflich stand, im Krankenzimmer.

"Die Hühner halten heute nicht, ich gebe sie auf," sagte er, "und ich komme, um Dir vorzuschlagen, eine Fahrt durch den Wald zu machen, Dora. Es ist herrlich draußen; ich kann es nicht verantworten, daß Du hier bei meiner Sefi bleibst. Das Haussmädchen kann Dich vertreten."

Er war schon am Klingelknopf, und Dora, die der Sonnenchein lockte, nahm für eine Stunde von Sefi Abschied.

Der lichte Herbsthimmel wölbt sich sonnig über den grünen Winterhaften; die zarten, blaurosa Blüthen der Serradella, welche die abgeernteten Stoppeln wie ein dichter Teppich bedeckte, wetteiferten in süßem Duft mit den gelben Dolden des Lupinenfeldes, das sich wie ein breiter Goldstreifen am Waldrande hinzog. Ein Flug Tauben, auf deren Flügeln die Sonnenstrahlen förmlich blitzen, zog über den leichten Wagen hin, der Herwart und Dora entführte, und den Horizont schloß in duftigen, blaugrauen Linien eine ferne Bergkette ab.

Der Wagen fuhr dem Wald entgegen; goldgelb und leuchtend rot ragten einzelne Wipfel aus diesem hervor; dazwischen das tiefe Grün der Fichten-Pyramiden und am Rande die glänzend weißen Stämme der Birken, deren leichte, hängende Zweige sich wie grüßend bewegten.

"Wie schön, wie schön," sagte Dora tief aufatmend, "wie gut von Dir, daß Du mich holtest!"

"Es ließ mir keine Ruhe," erwiderte er; "ich dachte: Dora kennt unsere schöne Herbstlandschaft ja noch gar nicht, ich muß sie ihr zeigen. Bei der Rundfahrt mit den Vormündern warst Du noch zu fremd und besangen, um Dich an alledem erfreuen zu können."

"Ja, Du hast recht, und so kurze Zeit seitdem erst vergangen ist, ich komme mir jetzt doch schon viel heimischer hier vor."

"Wie mich das freut! Und, nicht wahr, Du findest unser Stüddchen Land auch schön, obgleich die Natur freilich nicht großartig ist; Du begreifst, daß man es lieb haben kann?"

"Ja, ich glaub', ich habe es schon lieb —." Sie hielt plötzlich inne und sah ihn schüchtern, wie um Verzeihung bittend, an.

(Fortschung folgt.)

Nachdruck verboten.

Pflücket die Rosen . . . !

Novelle von A. Freynd.

Rarum machen Sie meinem Bruder so wenig Hoffnung, Eichen?" fragte dringend, aber in lärmlichem Tone eine schlanke, noch leidlich junge Dame, die mit Hut und Handschuhen, das zierliche, eleniheimerne Bittenkarten-Lätzchen in der Hand, auf einem Sofa im Empfangszimmer des alten Obersten Stein saß. Ihr gegenüber rückte Eichen, des leichten einzigen, achtzehnjährigen Tochterlein, unruhig auf einem der eleganten, niederen Sessel umher.

"Es ist so sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie gekommen sind, Fräulein von Ebersberg," jagte sie etwas unsicher, doch mit dem offenen, glänzenden Blick, der ihren blauen Augen eigen.

"Ja, es ist sehr liebenswürdig," wiederholte die Besucherin lächelnd, "denn ich konnte unmöglich mit Sicherheit auf einen so gewinnenden Empfang reden!"

Dabei schlug sie den feinen weißen Schleier, der ihr Gesicht überspannte, völlig zurück. Mit jener schwärmerischen Bewunderung, welche junge Mädchen so häufig für eine etwas ältere Dame empfinden, schaute Eichen in das zarte, schöngesetzte Antlitz, das sich ihr jetzt voll zuwandte.

Ein feiner Reiz umspielte die Lippen, und die dunklen Augen blickten so eigen ruhig und tief.

"Ob sie eine Ähnlichkeit findet?" dachte Maria von Ebersberg, als Eichen sie ein wenig länger, als vielleicht üblich, anschaut. Doch Eichen dachte nur: "Wie reizend sie ist!"

Auch Fräulein von Ebersberg betrachtete sich die Ausgewählte ihres geliebten Bruders etwas genauer, als es bei den paar Gesellschaften, wo sie diese aus der Entfernung gesehen, möglich gewesen; allein die Beobachtung gelehrt auf eine viel zu seine Weise, als daß Eichen etwas davon gemerkt hätte. In völliger Unbefangenheit trug letztere den von Innenhaft geschnittenen braunen Kraushaar umlochten Kopf mit dem blühenden, runden Kindergesicht.

Maria seufzte leise.

„Sie schulden mir noch die Antwort auf die Frage, mit der ich kam," erinnerte sie.

„Aber seien Sie," fuhr Eva dann fort, und ihre frische, helle Stimme stach mehrmals, „ich weiß nicht recht, was ich Ihnen sagen soll. Doch das Besie ist die runde Wahrheit, — ich werde überhaupt nie heirathen!"

Maria lachte.

„Nun, das klingt schon besser, als wenn Sie sagten: Ich werde Ihren Bruder nie heirathen, ich mag ihn nicht. Wie wäre das, kennt man ihn, auch möglich!" fügte sie innig hinzu.

„Sie lieben Ihren Bruder wohl sehr?"

„Er ist mein Liebstes!"

Euchen ja fast neidisch drein.

In diesem Augenblieke hörte man auf dem Vorplatz eine Thür schließen, und Eva wandte den Kopf nach jener Seite.

„Minute," murmelte Eva, und ehe ihr Besuch sich verabschieden konnte, schlüpfte sie pfeilgeschwind zur Thür hinaus, im selben Augenblick, in dem eine tief, wohltönende Männerstimme laut und herrisch den Namen „Eva!" rief.

Maria ergriff bei diesem Ton. Sie sank zurück auf ihren Stuhl und bemühte sich, ihre Gedanken auf die Photographie zu festen, nach der sie mechanisch griff, doch wider ihren Willen mußte sie jedes der draußen laut gesprochenen Worte vernehmen.

„Eva! Du hast mir nicht selbst die Thür geöffnet! Du weißt, daß ich nicht zuerst den Bedienten-Gesichtern begegnen mag."

„Verzeihe, Papa, ich habe Besuch!"

Die hierauf gegebene Antwort war unverständlich.

„Wo ist Elsie?" fragte der Oberst. „Ich sehe sie nicht in der Küche."

„Ich habe sie zum Fleischer geschickt, Papa. Hätte ich es nicht thun sollen?"

„Du hättest mich fragen sollen, zu welchem."

„Ich habe sie zu dem in der Schillerstraße geschickt."

„Ich will das Fleisch bei Müller in der Ludwigstraße geholt haben. Verstanden?"

„Ja, Papa. — Was wünschtest Du zu Abend?"

„Wie kann man so ungefährlich sein, und jetzt, vor Tisch,



Die Kuniburg.

„Welche Frage? — Verzeihen Sie!"

„Nun, ob Sie wirklich mit Überlegung meinen Bruder so wenig ermutigen?"

Euden zupfte an dem niedlichen Schürzchen.

„Sie wollen ein Verhör mit mir anstellen?" fragte sie.

Maria erröthete leicht.

„Wenn es Ihnen peinlich ist, so verzeihen Sie einer jährlichen Schwester einen Schritt, zu dem sie nicht das mindeste Recht von Ihnen erhalten hat."

Sie schien sich erheben zu wollen.

„O bitte, bitte, bleiben Sie — noch ein bisschen!" bat das

„Störe ich?" fragte Maria. „Sie haben die Haushaltungsorgen auf Ihren jungen Schultern."

„Durchaus nicht!" bekräftigte Eva. „Ich glaubte, Papa sei nach Hause gekommen, doch es war eine Täuschung."

„Und darf man fragen," nahm Maria ein wenig eilig das ihr so sehr am Herzen liegende Thema wieder auf, „wodurch Sie zu diesem Entschluß gelangten?"

„Zu welchem Entschluß?"

„Nun, unter die alten Jungfern zu gehen."

„Ich mache mir nichts daraus, eine zu werden."

„Aber besser ist besser!"

„Wo liegt das Bessere?"

Überrascht schaute Maria ihrem Gegenüber ins Gesicht. Denken und bewußt handeln mit solchen Kinderwangen!

Ein seltsam fester Zug um die Lippen fiel ihr auf, ein Zug, gleich fern von kindlichem Eigenwillen, wie von unnatürlicher Fröhlichkeit. Welcher Art möchte die Erziehung dieses im zartesten Alter mutterlos gewordenen Kindes gewesen sein?

Unwillkürlich fuhr sie in etwas verändertem Tone fort:

„Was das Bessere von zwei Dingen ist, können wir freilich erst sagen, wenn wir beide erprobt haben; übrigens, liebe Eva, handelt es sich bei uns Frauen ja auch nicht darum, das für uns persönlich Bessere zu suchen, wir greifen oft nach dem Schlimmsten, gerade um das Bessere zu wählen. Bestehen Sie mich?"

„Ich glaube," sagte Eva sinnend. Dann schaute sie auf, es lag ein Zweifel, eine Frage in ihrem Blick.

„Sie denken, ich könne nicht urtheilen, weil ich ja ebenfalls nicht von beidem aus Erfahrung spreche," sagte Maria. Sie hatte geglaubt, zu einem Kinde reden zu müssen, nun hatte sie nicht nur Eva's Worte nicht als kindliche, wie sie ihr anfänglich geflossen, sondern als ernsthaft zu beantwortende aufgenommen; — Sie ging halb unwillkürlich noch einen Schritt weiter.

„Doch lassen Sie Sich immerhin von der Erfahrung der Dreißigjährigen ratzen, liebes Euchen," erklärte sie ernst, „und hören Sie Sich, des Lebens Glück, das gewöhnlich nur einmal windt, aus kindlichem Willen oder Übermuth zu verschonen."

Eva blinzelte ihr voll ins Auge, und Maria erröthete abermals leise.

„Können Sie mich ein wenig lieb haben?" fragte das junge Mädchen.

„Sehr," antwortete Maria innig und fügte sanft hinzu: „Sie wissen nicht, wie viel Anspruch Sie darauf haben."

„O, Sie sollen mich um meiner selbst willen lieb haben, nicht um —," sie stotzte.

„Nicht um meines Bruders willen. Nein, nicht um seine Willen!"

Sie stand auf und führte das junge Mädchen auf die Stirn.

In diesem Augenblieke hörte man draußen eine Thür schallend ins Schloß fliegen.

„Papa!" rief Eva und fuhr zusammen.

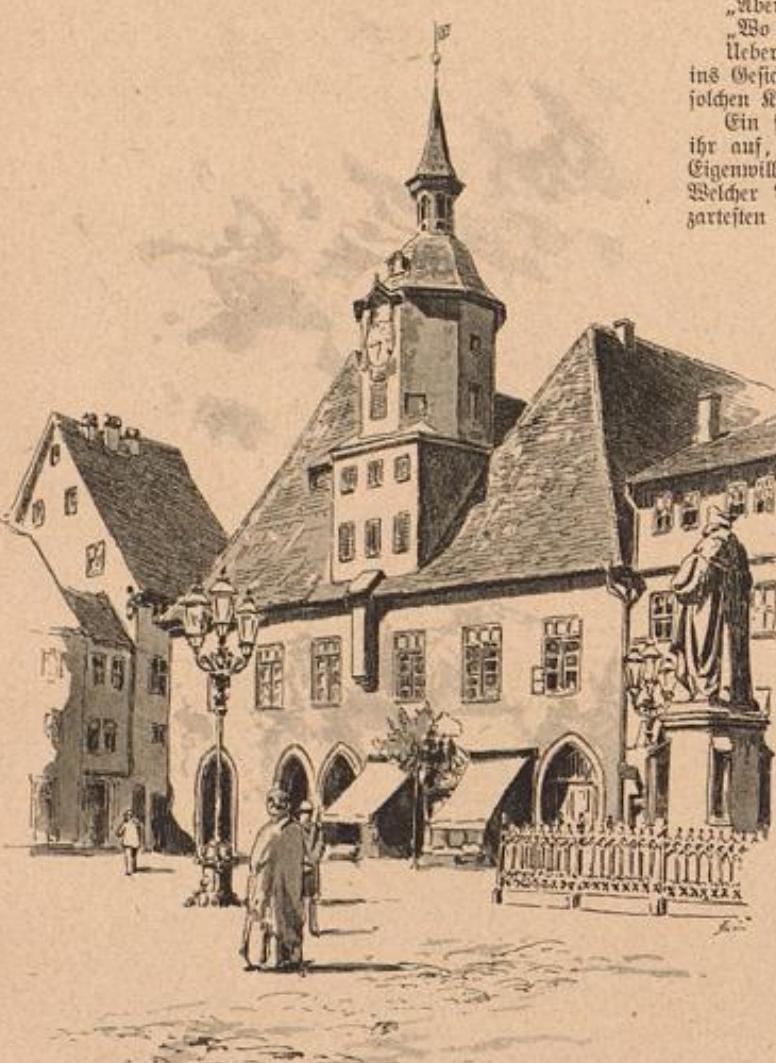
Besremdet blinzelte ihr Besuch sie einen Moment an; dann schien die ängstliche Unruhe, die Maria während der ganzen Dauer ihrer Unterredung an dem jungen Mädchen aufgesessen war, sich auch ihr selbst mitzuhören.

„So lange habe ich mich verplaudert!" sprach sie ganz bestrosen, „mein Bruder sagte mir doch, Oberst Stein verweile jeden Morgen bis ein Uhr im Leseflub."

„Das thut er auch sonst, aber — Verzeihen Sie eine



Der Schloßhof in Jena.



Das Rathaus in Jena.

Im Saalhale. Zeichnungen von Otto Günther-Naumburg. —

Siehe Seite 127.

junge Mädchen ganz bestürzt. Sie stredete hastig einen Augenblick den Kopf vor, als lausche sie auf ein entferntes Geräusch.

„Wenn wir uns auch noch wenig kennen, so bitte ich Sie doch, zu glauben, daß Ihre liebe Persönlichkeit bereits bei mir alle Rechte hat, die Sie wünscht."

Maria stredete ihr bewegt die Hand entgegen, die Eva eifrig ergriff und, einer augenblicklichen Auswallung nachgebend, an ihre Lippen zog.

Maria wehrte ihr nur leise.

schon von dem Abend reden. Wie weißt Du auch selber etwas, um alles muß ich mich kümmern. Ja, wenn ich nicht noch dem Rechten fände —!"

Unsonst erwartete Maria eine Entgegnung.

„Johann! kreuzmillionendonnerwetter, wo steht der Kerl?" Johann!"

„Johann, Johann!" sang es wie ein helles Echo aus einer Entfernung. Offenbar juchte Eva den Pflichtvergessenen. „Johann, der Herr Oberst ruft!"

„Gnädiges Fräulein!"

Johann kam so eilig, daß Maria seine schlürfenden Schritte auf dem Teppich des Corridors hörte.

„Kerl, wo haben Sie Ihre Ohren? Muß ich wieder zweimal rufen, dann schnüren Sie zehn Minuten später Ihr Bündel und scheren Sich zum Teufel! Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Der Mann muß hohe Löhne zahlen," dachte Maria lächelnd, aber sie war ganz blaß geworden.

„Haben Sie meinen Auftrag beim Schreiner besorgt?"

„Zawohl, Herr Oberst."

„Was haben Sie gesagt?"

Wie der Herr Oberst befahl: Der Tisch in des Herrn Speiszimmer tauge nichts, und wenn der Schreiner so gescheit gewesen wäre, sich einmal darauf zu setzen, so würde er gesunden haben, daß er ein so wichtiger Esel sei, daß das schwache Gestell unter ihm zusammenbreche."

„Zit der Mann groß geworden?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

Der Oberst lachte. Es sang sonor und herzlich.

„Können abtreten! — Eva, womit hast Du Dich diesen Morgen beschäftigt? Bist Du fleißig gewesen?"

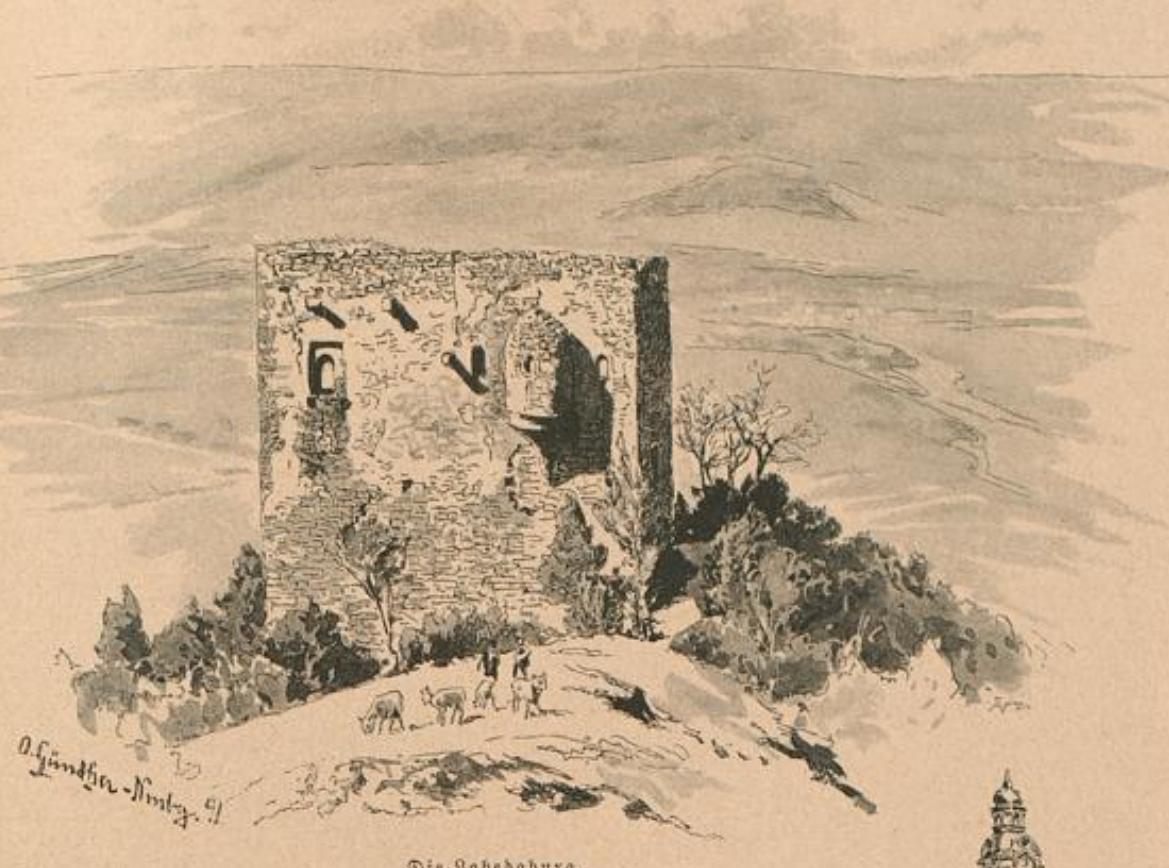
„Ich habe Elisen in der Küche geholfen —."

„Beim Gemüseschneiden?"

„Beim Gemüsepüzen, Papa, und beim Kartoffelschälen. Dann habe ich eine halbe Stunde musizirt —. War es recht? Du hattest es nicht ausdrücklich erlaubt."

„Nun, Du hattest, ehe ich ging, fragen sollen; aber wir haben für Dein Geflümper einmal so viel Geld ausgegeben, — nun und?"

„Das Nähen habe ich leider eine halbe Stunde später, als Du befahlen, angefangen."



Die Lohedaburg.

„Wann wirst Du endlich Pünktlichkeit lernen?“
„Ach Papa, die Weise, die Du mir zum Ausbessern gegeben, ist ja trotzdem fertig geworden.“

„Zeig sie her.“
„Aber Papa, mein Besuch wartet drinnen.“

„Zum Studium! Kann warten. Backfisch!“
Eva ging und kam, es verstrichen kaum zwei Secunden. Maria hörte den Obersten an das Ende des Corridors treten, wo das Fenster war. Eva folgte.

„Der letzte Knopf sieht schlecht; da sieh her! Jetzt bist Du bald zwanzig Jahre alt und kannst noch keinen Knopf richtig annähen!“

„Aber, Papa,“ wandte Eva wieder schüchtern ein, „ich habe ihn mit aller Sorgfalt, und wie es sich gehört, angänzt.“

„Schweig, bis Du gefragt wirst! Willst Du Deinen Vater belehren? Ich sage, der Knopf sieht schlecht! Gleich holst Du die Schere, trennst ihn ab und kommst in mein Zimmer, dann werde ich Dir zeigen, wie ein Knopf sitzen muß. Verstanden?“

„Jawohl, Papa, — aber bitte, ich habe doch jetzt gerade Besuch —.“

„Kreuzelement! Subordination!“

„Aber Papa,“ rief Eva fast weinend, „es ist kein Backfisch, es ist Fräulein von Ebersberg.“

„Fräulein von Ebersberg?! — Maria von Ebersberg.“ Der Oberst sah seltsam überrascht aus.

Bebend war Maria aufgestanden.

Da war der Oberst auch schon hereingetreten. Hinter seiner hohen, breitschulterigen Gestalt erschien schüchtern sein Kind. Auch Eva war nicht klein, aber neben ihrem Vater erschien sie so. Keinen Zug hatte sie von ihm. Die hochgewölbte Stirn, die energisch gebogene Nase verliehen seinem Antlitz etwas Rühmes, Gebiedenes, und die soldatisch kurz geschnittenen, bereits stark ergrauten Haare stimmten gut zu den wettergebräunten Bügeln. Ungeachtet der Civilliebung — der Oberst hatte vor einigen Jahren seinen Abtschluß genommen — verrieth sofort die ganze Erscheinung den Offizier.

In strammer Haltung näherte er sich und begrüßte Maria mit ausgehuchter Ehrerbietung.

Einen Augenblick begegnete der sille, klare Blick Maria's dem scharfen Auge des Obersten, das lebhaft unter den buschigen Brauen hervorblieb.

„Welch unerwartetes Vergnügen, Sie hier zu sehen! Was verschafft uns die Ehre, gnädiges Fräulein?“ Trotz der augenscheinlich angenehmen Überraschung war eine gewisse Reserve bei ihm unverkennbar.

„Eine mich interessirende Angelegenheit, in der ich gern privatim mit Ihrem Fräulein Tochter reden wollte.“

„Ah so!“ rief der Oberst und verzichtete cavaliermäßig auf eine weitere Erklärung.

Maria trat auf Eva zu, um sich zu verabschieden. Die gänzlich veränderte Haltung des jungen Mädchens, das straff emporgerichtet mit unbeweglichen Gesichtszügen seitwärts stand, nahm sie nach dem Gehörten nicht wunder. Bei ihrer Annäherung kam etwas Leben in die Statue.

„Darf ich Fräulein von Ebersberg hinausbegleiten, Papa?“

„Gewiß.“

Mit ritterlicher Artigkeit geleitete der Oberst selbst seinen Gast bis zur Thür des Salons. Maria dankte auf seine tiefe Verbeugung durch ein sanftes Neigen des Hauptes.

Eva ging mit bis zur Stiege.
„Ich danke Ihnen für Ihren lieben Besuch,“ sagte sie. Das junge Gesicht war wieder warm und lebendig. In Maria's Lächeln lag etwas Trübes.

„Kommen Sie recht oft von nun an zu mir, Eva; es wird mir eine Freude sein. Wollen Sie?“
„Gern!“ antwortete Eva strahlend. Plötzlich legte sich ein Schatten über ihr Gesicht. Die andere verstand ihn.

„Der Herr Oberst wird es schon erlauben.“

„Ja, ich glaube — aber —.“

Auch dieses Aber verstand Maria.

„Sie sollen nie gefragt werden oder gar gebrängt, nie an den Zweck meines Besuches bei Ihnen erinnert werden! Daß Sie meinen Bruder dann manchmal sehen würden, könnte ich allerdings wohl nicht ändern. Ist Ihnen das unbehaglich?“

„Nein, gewiß nicht!“ meinte Eva artig, obgleich sie im stillen den Bruder über alle Berge wünschte.

„Doch, Fräulein Maria, Sie kennen meinen Entschluß, gegen den alle Brüder der Welt nichts ausrichten werden!“

„Ich ahne die Ursache dieses Entschlusses,“ flüsterte Maria, aber nicht so leise, daß nicht Eva den es verstanden hätte. Eine dunkle Gluth ließ ihr heit über den Gesicht. Maria schaute sie einen Augenblick noch seltsam prüfend und sinnend an, ehe sie hinabstieg. Über das Treppengeländer gebeugt, winkte ihr Eva noch einen Gruß zu, um dann hastig zurück in die Wohnung zu schlüpfen. — Mit auf dem Rücken gefreuzten Händen promenirte der Oberst auf und ab. „O weh, er ist ungeduldig,“ dachte Eva.

„Ist Dir's recht, Papa, wenn wir jetzt speisen?“

„Nein, noch nicht. Ja — nun, es ist schon recht.“

„Soll im Speisezimmer oder in Deinem Zimmer gedekt werden?“

„Das ist mir ganz einerlei, mache es, wie Du willst.“

Ganz starr schaute Eva ihren Vater an. Er war auch so eigenhümlich geröthet im Gesicht.

„Fehlt Dir etwas, lieber Papa?“ erkundigte sie sich angstlich.

„Donnerwetter, so dummes Zeug zu fragen! Mach, daß wir essen!“

Eine Viertelstunde später waren Vater und Tochter beim Speisen. Suppe und Braten waren unbeanthebt vorüber gegangen; den Besuch Maria's berührte der Oberst mit seinem Wort. Eva atmete ein wenig auf.

Da trat der Bediente herein. „Der Herr Lieutenant von Dennewitz.“

„Bei Dennewitz auf Schloß Dennewitz!“ ergänzte Eva. „O, wir sind beim Speisen!“

Wer hat denn hier im Haus zu befehlen, ich oder Du, he? Du bist ein Gelbschnabel, kaum aus der Wiege, und schwiegt! — Wird empfangen! Möge einen Augenblick entschuldigen!“

Johann verschwand.

Schloß Heidecksburg
in Rudolstadt.

Eingang zur „Kemnate“ in Orlamünde.



Das Sorbenjäschloß in Saalfeld.

Im Saalhale. Zeichnungen von Otto Günther-Naumburg. — Siehe Seite 127.

„Was hast Du gegen diesen Herrn Lieutenant etwa einzuwenden?“

„O nichts, Papa.“

„Ist er nicht ein prächtiger Kerl?“

„Hm, — o ja, ja, gewiß.“

„Na, eigentlich ist er das gar nicht! Ein fader Kerl! — Aber muß empfangen werden. Sein Vater war in meinem Regiment, ein alter Freund. — Schneidet der Junge Dir die Cour, Eva? Dann soll ihn ja gleich! —“

„Nein, Papa.“

„Wie? Ich glaube, nicht einmal dazu hat er Witz genug!“

Der Oberst trank sein Glas aus und begab sich hinüber, seinen Besuch zu empfangen. —

Um dieselbe Zeit war Maria von Ebersberg nach Hause gekommen. Ihr Heim bestand aus einer bescheidenen Wohnung in einer etwas entlegenen Straße. Sie hatte eine gute halbe Stunde zu gehen gehabt, und müden Schrittes erschien sie die Treppen.

„Bin ich lange ausgeblieben, Tantchen?“

Mit diesen Worten trat sie in das Wohnzimmer, das freundlich und behaglich, wenn auch etwas almodisch ausgestattet war. An einem der beiden Fenster saß eine alte Frau im Rollstuhl.

„Nicht zu lange, mein Kind; Dein Bruder ist auch noch nicht da. Ich habe mit dem Essen auf Euch gewartet. — Danke! Nun, gib!“

Maria hatte das zu Boden gegliettene Strümpfzeug aufgehoben und hielt es jetzt scherzend aus dem Bereiche der ausgetretenen zitternden, alten Hände.

„Tantchen, arbeite nicht so viel! Du sollst Dich pflegen und ruhen.“

„Wozu ist solch ein altes Weiblein noch nütze auf der Welt, wenn es nicht einmal sitzen darf?“

„Du bist unser lebendiger Haussegen, Tante Maria! Ist das nicht Ruhmes genug? — Mit Strümpfen aber hast Du uns schon reichlich verorgt.“

„Den Segen trägt Du in Dir selbst, Maria; doch daß Du ihn Dir vermehrst durch Dein liebevolles Walten um die alte Tante, das will ich glauben.“

Die junge Maria schwieg. Dann beugte sie sich über die alte Frau, sodass diese ihr nicht ins Gesicht sehen konnte und fragte leise:

„Weißt Du, wo ich war?“

Auch die alte Frau schwieg eine Weile, als ob sie nachdenke.

„Ich ahne es,“ sagte sie dann.

Man hörte das Läuten der altväterischen Wanduhr.

„War es recht?“

„Du bist eine gute Seele,“ sagte die alte Frau.

„Heinrich darf es natürlich nicht wissen,“ ergriff Maria nach einer kleinen Pause wieder das Wort. Es klang fast streng.

Kaum hatte die alte Frau Zeit, ihre Zustimmung zu nicken, als auch schon ihr Neffe die Thür öffnete.

Gebrechlich schauten ihm beide Frauen entgegen. Heinrich von Ebersberg war ein schöner junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren. Den hohen Bau und den eigentümlich ruhigen, ernsten Blick hatte er mit seiner Schwester gemein, sonst aber bestand zwischen beiden Geschwistern nicht viel Ähnlichkeit. Dieser Blick aus blauen, klugen und zugleich gütigen Augen, der blonde Vollbart und die ruhige, vornehme Sicherheit in seiner ganzen Erscheinung verursachten, daß man ihn für älter hielt, als er in der That war. Es lag eine gewinnende Mischung kindlicher Küßsicht und ritterlicher Zuvorkommenheit in der Bewegung, mit der er den Rollstuhl der alten Tante an den Eßtisch heranholte, um dann zwischen beiden Frauen Platz zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Touristen-Eindrücke in Schweden.

Bon Johannes Wilda.

I.

Sine Reise nach Schweden gleicht nicht einer Reise nach Tirol oder der Schweiz, sogar nicht nach Norwegen. Es gibt da keine auf kleinem Raum, aber idier ununterbrochen zusammengedrängte Fülle von Naturschönheiten, die man rasch durchpilgern oder gemächlich durchfahren kann. Der Durchschnitts-Reisende, der sich amüsiren will, sollte die Reise nicht machen, und wen es verlangt, einzig in einer grünen Natur zu schwelgen, ebenso wenig. Aber der, welcher der bescheidenen Schönheit einer wenig bevorzugten eigenen Heimat Bewunderung entgegen zu tragen vermag, wer lohnende Entdeckungs-Reisen in jedes ihm noch unbekannte Landstädtchen unternimmt, wer sich nicht nur unterhalten, sondern auch belehren will, der findet auch in Schweden seine Rechnung. Deßhalb sei den meisten, die sozusagen aus Mode-Gründen eine Reise nach dem Norden beabsichtigen, gerathen: geht nicht nach Schweden, beschränkt Euch auf Norwegen, dies befriedigt hochgepannte Erwartungen weitams am meisten. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß Schweden aller Reize bar wäre! O nein, es hat seine intimen Schönheiten, die man nur dort findet; es besitzt in seinem zwischen Wasser, Wald und Fels hingelagerten Stockholm einen der herrlichsten Punkte der Erde, aber sonst fehlt der Zug des Großartigen, und der Vergnügungs-Reisende wird das Dazwischenliegende, ihn nicht beeindruckt, zu riesig ausgedehnt finden, um sich für wochenlanges Herumschaffen genügend belohnt zu sehen.

Die gewaltigen Entfernungen, von denen man sich daheim gewöhnlich keinen rechten Begriff macht, lassen das Reisen in Schweden auch ziemlich kostspielig werden. Nebenhaupt, wenn einst die fromme Sage, daß man in Skandinavien sich beinahe das Reisefeld wieder herauspare, nicht ganz ohne Grund sein möchte, so trifft das heutzutage jedenfalls längst nicht mehr zu.

Weine Damen, können Sie Sich im deutschen Reichskursbuch zurecht finden? Können Sie Sich selbständig eine complicierte Route aus den Fabrik-Verzeichnissen zusammestellen? Hand aus Herz; wie viele von Ihnen werden diese Frage schaudernd verneinen! Nun sind Sie ja meist in der glücklichen Lage, daß ein praktisch erfahrener männlicher Kopf Ihnen diese Arbeit abnimmt; zumal würden Sie kaum eine schwedische Reise ohne männliche Begleitung antreten. Aber

auch Ihrem Herrn Gemahl, Papa oder Herrn Onkel dürfte das Studium des schwedischen Kursbuches, der sogenannten „Communicationer“, manchen Schwiehtropfen entlocken. Die schwedischen Communicationer sehen aus wie eine viele Seiten starke Zeitung größten Formats; die ähnlich eingerichteten norwegischen besitzen eine handlichere Form. Ohne das freie Zu-Hause-ziehen eines solchen Zeitungs-Uniheres befinden Sie Sich auf einer schwedischen Reise wie im Labyrinth ohne den rettenden Ariadne-Faden; ich möchte Ihnen dazu raten, Sich das Ungeheuer schon zu Hause — jeden Monat erscheint ein neues — von einer Buchhandlung in Stockholm oder Christiania zu besorgen, namentlich falls Sie nicht auf den großen Routen bleiben wollen. Ich habe, da ich Seitenprinzipien mache und genau die Zeit berechnen mußte, viele, viele Stunden unterwegs in hoffnungslosem Kampfe mit den vertrauten Communicationern gelegen, sodas mir der Kopf manchmal brummte. Hier flappete es nicht und dort nicht, und wenn ich mit meiner Route endlich wundervoll im Fluge war, humms! dann riss die Geschichte wieder ab, und ich mußte einen neuen Operations-Plan aufstellen. Die Ursache der Schwierigkeiten liegt in dem ziemlich reichen Bahnhof, den lückenhaften Anschlüssen auf den Seitenlinien und in dem Wechsel zwischen Bahn und Dampfschiff, der aus touristischen Gründen oft erforderlich wird. Die zahlreichen, fast möchte man sagen zahllosen Wasserstraßen im Innern Schwedens werden durch viele Dampferlinien verbunden; da gilt es denn, sich die Fahrstage der einzelnen Dampfer und ihre auch nicht immer pünktlichen Anschlüsse an die Bahnen herauszutasten, falls man nicht Gefahr laufen will, tagelang in irgend einem langweiligen Nest liegen zu bleiben. Ich war froh, als ich mich endlich einigermaßen glücklich aus diesem Communicationer-Elend herausgearbeitet hatte, ärgerte mich aber heute noch darüber, daß ich mir eine wunderschöne Seitenroute verrechnet habe, die ich schließlich bei pünktlichster Inthalting meines Rückkehr-Termins noch ganz gut hätte ausführen können.

Ebensoviel wie das vorherige Studium des deutschen Kursbuches, reicht das des Reisehandbuches aus. Das Reisehandbuch orientiert nur relativ. Manches, was als sehenswert hingestellt wird, ist es allein im Verhältniß zu dem ganzen geistlichen Striche; und umgekehrt verdiente der oder jener nur beiläufig erwähnte Punkt einer viel stärkeren Hervorhebung. Man sollte daher möglichst die persönliche Erfahrung sachkundiger Freunde verwerthen, ehe man eine so weite Fahrt unternimmt.

Dem in Schweden angelangten Fremdling ist es zunächst anzurathen, den schwedischen Mahlzeiten mit einem gefundenen Magen und auch dann nur mit weiser Beschränkung gegenüber zu treten. Zum Morgenkaffee gibt es in der Regel, falls man sich nicht extra Smörbröd (Butterbröd) und sonstige Dinge bestellt, trockenes, süßes Gebäck. Das Süße scheint den schwedischen Jungen sehr zuzutragen; an Zuckerbäckereien und Conditoreien ist selbst in kleinen Städten kein Mangel. Original erfreuen wir unter dem Gebäude ein solches nach Art unserer weichen Rund-Zwiebacke, das tiegelb gefärbt war und nicht sonderlich schmeckte. Auch sonst ist das Brod häufig süß; zu den nicht süßen Brodarten gehört das charakteristische Knäckebrodd. Dieses ist ein oft ganz vortreffliches, dunkles Roggen-Hartbrod, das in seiner äußeren Gestalt, mit dem zum Aufbrechen bestimmten Loch, an eine Maler-Palette erinnert. Es ist gelöchert wie Gales, knumperig und lange nicht so dick und hart als deutscher Schüsselzwieback. Frisch, mit guter Butter bestrichen, mundet es vorzüglich, und in altem Zustande verdriest es nicht. Zu allen Mahlzeiten, auch auf den feinsten Tafeln, sieht man es in Schalen geschichtet liegen und bricht sich davon ab, soweit einem beliebt. Der Kaffee ist fast überall gut, wozu nicht wenig beiträgt, daß man als Zuthat nicht Milch, sondern stets Sahne erhält. Beim zweiten Frühstück, Mittag- und Abendessen beginnen dann die Bedenklöschen für den nicht schwedischen Magen. In Stockholm und vielleicht in einigen Hotels des übrigen Landes kann man auch nach eigener Façon statt werden, sonst aber ist man an gewisse complete Mahlzeiten zu gewissen Stunden gebunden; außerdem gibt es nichts! — Ich erinnre die geneigte Leserin mir in den Mat-Sal (Speiseaal) einer schwedischen Bahn-Restoration zu folgen und eine solche Mahlzeit mit anzusehen. Der große, meist in Holz konstruierte Raum muthet elegant an. Die ihm haubtäglich füllende Tafel ist geschmackvoll mit Blumen und Aufsätzen decortirt und mit einer unendlichen Fülle von Appetit reizenden Dingen belastet, als da sind: salte Fische der mannigfaltigsten Art, namentlich Lachs, gebraten, gebröd, sauer, geräuchert; verschiedenste Sorten fester Braten und Käse, Krabben, rothe Beete, Salate u. s. w. u. s. w.; dann warme Speisen: Suppe, allerlei Braten, Compots mit Schlagsahne, Kartoffel, Spargel, Spinat und andere Gemüse; dazwischen stehen Schalen mit Brod und Kuchen, Kaffeegeschirre, Berg von Teller, Messern, Gabeln und Löffeln. In ständigen, also Nicht-Bahnhofts-Restaurationen pflegen die kalten Speisen auf einem gesonderten Tisch zu stehen, nebst Samowar und mehreren Schnapsorten. Federmann hat sich selbst nach Guddünen zu bedienen. Der Deutsche pflegt als Neuling nun ohne weiteres an die warmen Speisen zu geben, wobei er nicht auf seine Kosten kommt, denn er bezahlt einen, übrigens nicht zu hohen Gesamtpreis. Die Einheimischen und erfahrenen Reisenden sehen wir denn auch zunächst einen fröhlichen Imbüh der verschiedenen kalten Speisen das Smörgasbröd zu sich nehmen. Das geschieht im Stehen und mit bedächtiger Auswahl. Indem wir ihnen dies nun nochmachen, gerathen wir leicht in Versuchung, mit den heterogensten kalten Sachen, deren jede in der Regel vorzüglich ist, sich zu übersättigen und für die warmen Speisen nicht mehr den nötigen Appetit übrig zu haben. Dieses fröhliche Müsken, oder gar mit Luchs-Augen Durchsähen der Gerichte, während die wählende Hand wohl sinnend und zögern die Gabel schwingt, ehe sie zusätzt, dieses breitbeinige Speisen im Stehen kommt uns recht eigenhümlich vor; die Leute machen alle den Eindruck, stark materieller Natur zu sein, und sind es vielleicht im Durchschnitt auch ein wenig mehr als wir. — In den Coups sind Verzeichnisse derjenigen Stationen angebracht, in denen es auf diese Weise Frühstück, Mittag- oder Abendbrot gibt, auf der einen Station dies, auf der andern jenes. Da muß man sich also, wie gesagt, dranhalten, wenn man nicht eigenen Proviant mit sich führt, was bei den großen Strecken für Familien gewiß empfehlenswert ist.

Was die Nicht-Bahn-Restaurationen an betrifft, so habe ich

gefunden, daß man in den geringwertigen ebenso mäßigen Genüsse findet als bei uns, in den besseren aber verhältnismäßig viel befriedigender speist, nicht selten geradezu ideal. Solltere Beschaffung des Rohmaterials und feinere Kochkunst scheinen dies zu bewirken. Sehr angenehm und billig berührt die Freiheit, Bier zu trinken, wo bei uns der Weinzwang herrsch.

Die Communicationer enthalten auch Angabe der Stationen, auf denen man übernachten kann; nur die Züge auf den großen Linien, und selbst diese nicht immer, fahren die ganze Nacht hindurch. Auf solchen Stationen sind dann, wenn die Ortschaften, was öfter vorkommt, keine anderen Hotels besitzen, Bahnhofs-Hotels vorhanden, zu welchen nur Schlafräume, in denen man sich ein Matratzenlager mietet. Für Toilette-Möbel ist meist gut gesorgt. Ehe der Schwede einen Speiseaal betritt, pflegt er stets den Toilette-Raum aufzusuchen, wo er reine Handtücher, Bürsten, Kämme, Seifen u. s. w. findet. Von General-Bahnbursten würde ich persönlich keinen Gebrauch machen, hätte mich aber nicht gewundert, auch diese anzutreffen.

Der an Einfachheit gewohnte Fremde kann nebst seinen Damen, troh voller Coups, in Schweden auf den Hauptlinien ganz ruhig dritter Klasse fahren; für die Seitenlinien möchte ich dies weniger empfehlen, wenn man nicht vorher ganz genau die Anschlüsse studirt hat. Man kann sich nach Guddünen auf den Plattformen der Wagen aufhalten und genießt so außer der frischen Luft die beste Möglichkeit, die durchfahrene Gegend nach beiden Seiten hin zu mustern. Es scheint bei diesem Mangel an Polizei-Aufsicht ohne zahlreichere Unglücksfälle abzugehen, als in unserem Vaterlande, wo alles Mögliche väterlich verboten und mit Geldstrafen belegt ist.

Die Züge pflegen sich mit dem Abfahren von den Stationen nicht allzu sehr zu beeilen, dafür fahren sie nachher desto besser; ja auf einigen Strecken laufen sie um Kurven, daß einem ordentlich bedenklich zu Muth wird. Es ist aber hübsch, so dahinzusliegen, besonders, wenn man trotzdem ganz gut leben kann und nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß man ohne erkennbare Zweck durch irgend ein unzählbares Sieb hindurchgerillt werden soll. — Die Reisegeellschaft pflegt sich mittelmässiger zu bezeigen, als durchschnittlich die deutsche es thun würde. Ein wenig schwedisch Radbrechen, sei es auch nur mit Hilfe des Taschen-Lexicons, ist unumgänglich nothwendig, will man nicht in Schwierigkeiten gerathen, besonders im Innern des Landes. Sonst kommt man mit Deutsch besser fort als mit Englisch, und mit Englisch besser als mit Französisch. Nebenbei bemerkt: Die Beamten sind im Durchschnitt sehr humane Leute, dennoch stellt man Sprachübungen vergnüglicher mit jungen Damen an, als mit Stations-Vorstehern und Billed-Bürläufen; ich weiß es aus Erfahrung.

Wie schon erwähnt, ist Schweden keineswegs so überreich an Naturschönheiten. Ich glaube, Deutschland ist, falls der Vergleich überhaupt geführt werden darf, schöner und in seinen Cultur-Städten interessanter. Das ganze Land steigt von der Ostküste nach Westen, nach Norwegen zu, etwa wie die eine Seite eines allmälig geschrägten Daches an, das dann an einer steil zum Ocean abspringenden, zerklüfteten Mauer endigt. Aus diesem nach und nach aufwärts führenden Plateau, das von vielen Wasserläufen, meerartigen Binnenseen und einem Gewirr von fjordartigen Gewässern nebst kleinen Seen und Kanälen durchzogen ist, erheben sich da und dort Höhenzüge, die nur nach Westen hin eindrucksvollere Formen annehmen. Dennoch ist das Land überwiegend felsig. Die rundlichen Granitfuppen, die als Schären, fast mit einziger Ausnahme der flach verlaufenden Südpitze Schwedens, tausendfach den Küsten Skandinaviens vorgelagert sind, buxeln sich auch über der ganzen Hochebene auf. Dazwischen liegen wieder mit Korn und Gemüse gut bebauten Strecken. Neben dem kolossalen Steinreichthum imponirt der Waldreichthum. Stunde auf Stunde faust der Zug durch nicht urbar gemachtes Land. Fichten-, Kiefern- und Birkenwald bedecken es. Der Boden dazwischen ist mit moosigem oder kahlem Findlings-Geröll überzett, das die Gletscher hier, wie in der norddeutschen Tiefebene, einst ablagerten. In Norddeutschland hat es der Humus bedeckt; hier liegt es überall zu Tage. Hin und wieder erheben braunroth gestrichene, von schräg genagelten, grauen Holzgattern umzäunte Hütten der Bauern, die sich mühselig einiges Acker- und Weideland gerodet haben. Dann wieder zeigen sich waldbundige Seen, mit freundlichen Sommerfrischen innen von Gärten, Dörfern und kleinen Städten. Kommt man aus jener wilden Gegend heraus in fruchtbare Gefilde mit schönem Laubholz, so hat man im beschiedeneren Maße das Gefühl, wie wenn man aus den rauhen Schweizer Höhen in die italienischen Thäler hinabfährt. Das Roth mit dem Stich ins Bräunliche ist der beliebteste Anstrich der hölzernen Bauernhäuser; auch die Einzelheiten der Staffage sehn meist nicht übel aus, zumal blonde Mädelköpfe in weißen Kopftüchern, farbige Mieder und bunte Schürzen, unter denen sich sonnenverbrannte Füße vorziehen. Vielfach sieht man hölzerne Kirchlein, zuweilen wunderlich gestaltete hölzerne Blockstühle daneben. Die Dörfer sind meist lange nicht so malerisch als ein Schwarzwald- oder auch nur niedersächsisches Dorf, selbst nicht wie die ihren Lindenplatz umhügenden der Markt; und die kleineren, ja selbst grösseren Städte schauen erst gar langweilig und kleinädelig drein. Zum Theil ist dies durch den Holzbau bedingt. Die Holzhäuser, deren man sogar in den Hauptstädten noch zahlreiche findet, sind sauber, aber einförmig grau oder rot gestrichen, flach profiliert, mit einfachen Brettersäulen, Leisten und vieredigen Fenstern. — Schnitzereien entdeckt man selten; der Feuersgefahrt halber liegen sie an sehr breiten Straßen, und dies besonders verleiht bei der Kleinheit der Gebäude, der Unansehnlichkeit der Läden, dem Ganzen ein breites, langweiliges Gepräge. Dazu kommt ein in der Regel schauerliches Plaster; die herrlichen schwedischen Kalksteine scheinen der eigenen Heimat zu kostspielig zu sein. In den Hauptgassen findet der Fußgänger oder der Radfahrer bald an den Seiten lange Steinstreifen, die das Trottoir ersehen, häufig sind die Straßen nur chaufiert. Die Feuersgefahrt wird einem auch durch die vielsach an die Dächer gelehnnten Leitern bemerklich gemacht. Hervorragende alte Bauten, Kirchen und Schlösser, entdeckt man in den Ortschaften nicht häufig; meist ist dann der Ziegelbau bevorzugt, und doch sind einige sehr stattliche berühmte Kirchenbauten, vorhanden, so die Dome zu Lund und Uppsala. In grösseren Orten erfreuen das Auge oft hübsche Anlagen, mit vorsichtig komponierten, gut gehaltenen Teppichsteinen; besonders ist mir Norrköping in dieser Beziehung in Erinnerung geblieben. Die

schönste Stadt außer Stockholm ist unstreitig Göteborg. Mit dem Besuch von Göteborg pflegt man den der Trollhättanfälle (Miesenfallen), oder richtiger gesagt Stromschnellen, zu verbinden. Dieser Ausflug lohnt durchaus die Mühe einer Seltentour, wenn man nicht gar zu viel erwarten darf und auf eine Beeinträchtigung der Romantik durch Fabriken, wie an so vielen anderen herrlichen Stromfällen Skandinaviens, gefaßt sein muß. Zu den lohnendsten Partien, — immer von Stockholm selbst abgesehen, — gehört unstreitig die berühmte Kanalsfahrt quer durch das Land. Die ganze sehr zeitraubende Tour soll aber auf die Dauer einstündig und bei dem ewigen Durchsleuen ermüden werden. Ich befürcht nur die, wie es heißt, schönste Strecke, und diese bereitet in der That einen großen Genuss. Eine knappe Schilderung der Fahrt sei daher in einem zweiten Kapitel gestattet.

Nachdruck verboten.

Ilse Grapan.

Hierzu das Portrait auf Seite 128.

Biographische Skizze von Elsa Kroll.

Iie, deren Bild uns in diesem Heft aus hellen Augen so frisch und herzlich anblitzt, ist den Leserinnen der Illustrirten Frauen-Zeitung keine Fremde: wir alle haben, wenn nicht bereits früher, so in der Nummer vom 1. April dieses Jahres durch die Novelle die Schöpfung, mit ihr Bekanntheit geschlossen, und es dürfte schon darum nicht ohne Interesse für uns sein, das Leben und Schaffen einer Schriftstellerin näher ins Auge zu fassen, die heute unbestreitig unter den hervorragendsten ihres Platzes hat.

Ilse Grapan, geboren im Jahre 1852, heißt eigentlich Ilse Bischer. Sie ist ein Hamburger Kind und zwar ein echtes und rechtes, was nicht hindert, daß sie mit Stolz auf ihre Abkunft von jenen hugenottischen Flüchtlingen zurückblickt, denen ja unser Vaterland überhaupt vieles Gute, auf materiellem wie auf geistigem Gebiet, zu danken hat. Sie wirkte eine Zeitlang als Lehrerin am Paulsen-Stift in Hamburg, einer Art gehobener Volksschule, und fesselte in ihrem Unterricht in der Naturkunde, ihrem beständigen Lieblingsfach, die Kinder durch die Anschaulichkeit, mit der sie — überall Dichterin — die zoologischen Typen in den Rahmen ihrer charakteristischen Umgebung hineinzuersetzen wußte. Ihr liebvolles Verständnis für das Volksleben, die Fähigkeit, sein feinstes und tiefstes Wesen aufzuspüren, mag sich hier ausgebildet haben. Schwerlich hätte eine andere, als eine Lehrerin von Beruf, Verfasserin der reizenden Novelle Thedhe Bolzen werden können.

Im Jahre 1883 entzloß sich unsere Dichterin zu einer Pilgersfahrt nach dem Süden Deutschlands, zu Friedrich Bischer, dessen Vorlesungen über Literatur am Polytechnic zu Stuttgart in bemerkenswerther Weiternägigkeit auch für Frauen geöffnet waren. Bischer galt Ilse Grapan als „die oberste ästhetische Instanz“. Noch vier Jahre war es ihr vergönnt, zu den Füßen des damals schon Sechzehnzigjährigen lernend zu sitzen, und, was sie noch höher schätzte, in persönlichem Bericht seine schönen menschlichen Seiten zu genießen. Das Freundschafts-Verhältniß zu dem großen Meister war der Schülerin eine Quelle geistiger Erquickung, freier und freudiger Förderung, bis dieses inhaltreiche Stillleben in Stuttgart durch Bischer's Tod im Jahre 1887 einen jähen Abschluß fand. Doch mit dem Vorrechte der künstlerisch Auserwählten wußte sie ihrer Trauer eine süßliche Frucht abzuringen, das schöne Buch Bischer-Erinnerungen (Stuttgart, Götschen 1889), das wohl niemand aus der Hand legen wird, ohne eine Fülle der Anregung empfangen zu haben, und in dessen rührender Vorrede sie schreibt:

„Es brannte mir auf der Seele, daß nicht alle wußten, wie groß und gut er gewesen, und so sah ich mir ein Herz und sagte es, so gut ich es vermochte.“

Das Buch gibt uns ein doppeltes Bild: einmal das Portrait des großen Meisters, zu welchem Liebe und feinstes Verständnis den Pinsel geführt haben, und ferner ein unbeachtigtes und desto getreueres Spiegelbild der Verfasserin selbst, die in voller Frische und Natürlichkeit, in fröhlicher Aufrichtigkeit, anspruchlos, ohne heuchlerisches Zurückdrängen der eigenen Person vor uns erscheint und uns schöne Charakterzüge enthüllt, wie ihre innige Freude am Echten und Wahren, und vor allem eine starke Begeisterungs- und Verehrungsfähigkeit, von der man ja behauptet, sie sei in unseren Tagen selten geworden.

Ilse Grapan's Stil entfaltet in diesem Buche eine ganz besondere Meisterschaft. Wenn sie die Sprache in Bischer's merkwürdiger Dichtung, Faust, der Tragödie dritter Theil, folgendermaßen preist:

„Bald bront die Rede wie ein Wildbach dahin, bald plaudert sie wie ein behagliches Brunnenrohr; bald schmiegt sie sich wie weiches Bach in die zierlichen Blüthenformen, bald schweift sie der Dichter, als wäre sie tropiges Eisen“, so ist das zugleich eine hübsche Probe für die eigene Ausdrucksfähigkeit der Verfasserin.

Nach Bischers Tod begab sich Ilse Grapan nach München, dann zurück nach Hamburg, und 1892 nach Zürich, wo sie seit zwei Semestern Natur-Wissenschaften studirt. Ein freundliches Geschick hat ihr eine Lebensfreundin zugewiezt, mit der sie schon zwölf Jahre lang unzertrennlich verbunden ist; so ward sie bisher vor dem Los von mancher begabten Frau, der Lebensfamilie, bewahrt. Auch mit Isolde Kurz ist sie innig befreundet.

Prosa hat Ilse Grapan bedeutend später als Verse geschrieben; erst im Jahre 1879 legte sie ihre erste Novelle Theodor Storm zur Begutachtung vor. In Storm's freundlich eingehendem Antwort-Schreiben, das die Dichterin selbst „über alle Erwartung ermutigend und lobend“ nennt, heißt es unter anderem: „Es liegt über Ihrer kleinen Arbeit ein schöner, reiner Jugendhauch, den ein alter Poet mit Erquickung einathmet.“

Trotz der großen Ermutigung, die sie hierdurch erfahren hatte, ließ sie das Feld der Novelle, ihr eigenstes Gebiet, noch eine Weile brach liegen und versetzte inzwischen kritische Aufsätze, meistens für das „Magazin für die Literatur des In- und Auslands“. Um so reichlicher erblühten ihr nachher die Enten. Ilse Grapan's Novellen sind zum Theil zuerst in Zeitschriften erschienen, besonders in der „Deutschen Rundschau“, dann in Buchform unter folgenden Titeln: Hamburger Novellen, Bescheidene Liebesgeschichten, Zwischen Elbe und Alster, Enge Welt, Bitterüß, Bekannte Gesichter,

die beiden ersten bei Weinhauer in Hamburg, die übrigen, wie auch ihre Gedichte, in Paetel's Verlag, Berlin. Die Novelle Hand in Hand Ausersehen habe ich in den Sammlungen ungern vermisst.

Unsere Autorin ist eine meisterhafte Beobachterin der Wirklichkeit; sie versteht es, ihre Wahrnehmungen so trefflich wiederzugeben, daß wir den Eindruck haben, als könnte, was sie geschehen läßt, gar nicht anders vor sich gehen; auch ihre zwanglose Handhabung des Dialekt's gehört hierher. Da ist keine Spur von jenem angstlichen Beweisen mancher sogenannter Realisten, das Leben — ich möchte sagen, einzufangen, fast so, wie weiland die guten Schildbürger das Tageslicht in Manjallen zu erbauen gedachten, — sondern freier, heller Sonnenschein der Wirklichkeit. Dabei bleibt die Dichterin doch stets im Einstlang mit dem östlichen Glaubensbekenntniß, daß sie ohne Absicht, in ihren Bischer-Erinnerungen, giebt, wo sie von der „vollständigen Enebelung der Phantasie“ redet, „die wir Modernen Naturalismus nennen.“ Nun, so jest auch Ilse Grapan auf der Erde sieht, ihre Phantasie hat sie nicht getheilt; sie weiß ihren Stoffen, diejenigen eigenartig und fräftig ausgebildeten Körpern, gleichsam die poetische Seele einzuhauen, oder, um mit Bischer zu reden, ihre Einzelzeichnungen „symbolisch“ zu machen. Darum wird man sich auch an Ilse Grapan's Erzählungen in Nord und Süd, in Ost und West erfreuen können, trotz deren stark ausgeprägter Lokalfärbung. Zum kleineren Theil spielen sie in Schwaben, zum größeren in Hamburg, und die hamburgischen sind es, in denen sich die Kraft der Dichterin am ursprünglichsten und herzerquendesten entfaltet, was ich zum Ruhme dieser Novellen, seineswegs zur Verkleinerung der anderen, gesagt haben will. Bischer nannte speziell den Fleeteiter „ein schönes Menschensymbol“:

„Der physische Schmutz und der innere Adel des Herls, das ist ein Moment, das die Geschichte aus dem ganz Gewöhnlichen, Zufälligen sogleich heraushebt.“

Der Fleeteiter ist charakteristisch für Ilse Grapan's Art, Erlebtes künstlerisch zu durchdringen. Mir gilt er als die Perle unter ihren Novellen, obgleich er ihr so wenig Gelegenheit geboten hat, eine ihrer schönsten Gaben, den förmlichen Humor, zu entfalten. Um so freieren Spielraum hat letzterer in den almodischen Leuten gefunden; das behagliche Stillleben der guten Schildbürger ist hier unübertrefflich geschildert. Schallhafter Humor zeigt sich auch in einer der schwäbischen Novellen, Was Gottes Wille ist. Und nun gar die Pointe in den erzählten Sommergästen, die unmöglich bezahlen können und endlich doch bezahlen; — aber wie, das dürfen wir hier nicht verrathen.

Doch liegen tragische Stoffe unserer Dichterin nicht minder nahe. Stilles Wasser schildert die stille Leidenschaftlichkeit eines Frauen-Charakters. Die Anfangsscene ist von erschütternder Großartigkeit und erzeugt von vornherein die idomische Atmosphäre, die Ahnung kommenden Unheils, die über der ganzen Erzählung lastet. In Recht wider Recht dringt, wie mich bedürfen will, die Dichterin nicht „bis in der Schönheit Sphäre“, doch eine desto wunderbare Verklärung hat sie über den „rauen Stoff“ (nach Bischer's Ausdruck) der Last auszubreiten verstanden. — Hart am Tragischen vorüber führt sie uns dann in den kleinen Erzählungen zwischen Nacht und Morgen und Uns' Ida und läßt es in der letzteren wieder aus den allerkleinsten, alltäglichsten Verhältnissen hervorwachsen. Ebenso anschaulich wie ihre Darstellungen des menschlichen Lebens sind ihre Naturschilderungen. Wie fühlt man in der Erzählung der Conducteur das schlechte Wetter, wie wartet man fröstelnd selber mit auf den Ominibus! Auch für die Thierwelt besitzt Ilse Grapan ein großes Verständnis; häufig macht sie den häuslichen Kreis durch Hund und Katz erst vollständig. Man denke nur an das edle Paar, den Budel Didelje und den Kater Herr Sotje, in den almodischen Leuten. Auch hierin stimmt sie mit ihrem Meister Bischer überein; die Betrachtungen des gelben Leo in der Weihnachtsgeschichte über das erbärmliche Los der „fuzziehenden“ Menschen muthen ganz Bischerisch an. — In Bezug auf Sachverständigkeit für Blumen und Bäume könnte mancher Schriftsteller und manche Schriftstellerin gretos bei Ilse Grapan in die Schule gehen. Es blüht und duftet durch ihre Novellen, und gern glauben wir ihrer Versicherung, ihre liebste Freude sei Blumenpflege, und wundern uns auch nicht mehr, daß sie sich dem Studium der Naturwissenschaften zugewandt hat. Dieses süttige Naturgefühl, das Bischer einmal ein „buddhistisches“ nannte, hat manche ihrer Gestalten als Mitgift auf den Weg empfangen. Vielleicht das Tiefinnigste in dieser Beziehung ist es, wenn sie einem so widerwärtigen Charakter wie dem Maschinenmeister Jax in der Last dadurch ein geringes Licht zuteilt, daß sie ihn einen Pflanzenfreund sein läßt. — Werner schildert eine Novelle in Berlin, die der Sammlung ihrer Gedichte beigefügt ist, wie sich eine schwer getäuschte Seele vom Treiben der Menschen ab und dem „allgemeinwärigen Balsam allheilender Natur“ zuwendet. Auch der alte, gute Kapitän in Kapitän Fedder's Kummer kennt diesen Balsam, aber er heißt den herzlichen Wunsch, ihn seinen Mitmenschen zugänglich zu machen; Ilse Grapan muß, wie aus dieser Novelle hervorgeht, die unschreinbaren „Blumen des Meeres“, die Algen, nicht weniger genau betrachtet haben, als der alte Fedder sen. Und dieses Verständnis für das Kleine und Feine ist für sie charakteristisch. Ja, aus derselben Quelle fließt ihre Sympathie für die Kleinen, die Bescheidenen, die Verkummerten und Unterdrückten in der Menschenwelt. Ueberhaupt ist sie „mit einem reichen Trocken demokratischen Geistes gesalbt“, sie hat eine sehr vorsichtige Meinung über die Heiligkeit der Standessunterchiede: man lese nur April und den Conducteur. Selbst in der Herabgewürdigten, Verachteten, die in Zwischen-Nacht und Morgen das erste Werkzeug der Rettung sein darf, sieht Ilse Grapan noch das edle Menschenbild. — Ich muß an dieser Stelle ihren physiologischen Einblick für die Art der Kinder nicht unterwohnt lassen: Jan Holländers altkluge, hausmüllerliche Tochter, das Kind im Fleeteiter, das durch seine blaue Perlenschnur so viel zur Entwicklung der ganzen Gesellschaft beiträgt, Thedhe Bolzen und noch manche andere wären zu nennen.

Ein leutes Wort gehörte Ilse Grapan's Gedichten. Sie bilden in ihrer weichen, meistens schwermüthigen Empfindung eine Art Ergänzung zu ihrer herbstkräftigen Prosa. Unter den Gedichten im Volkston rogt das von Bischer gerühmte Mariele hervor: „Süße Milch in meinen Kämmen, aber sauer ist mein Weg“. Ein kleines Gedicht möge diese Betrachtung abschließen und für sich selber sprechen:

Hohnwort des Abschieds — Lebewohl!
Leb', wie du kannst! Leb', wenn du kannst!
Doch wohl? Doch wohl? Wie laut und wohl
Erklärt du, Ton, der du uns kannst!

Wogu die Lüge? Du sprichst dreist:
Und nichts von Wohl und nur von Weh!
Wenn Eins des Andern Leben heißt,
Zu Scheiden Sterben! Silb, — ich geh.“

Nachdruck verboten.

Im Saalthale.

Wanderblätter von A. Trinius.

Mit Zeichnungen von Otto Günther-Naumburg.

II.

Leiter geht die Wanderung das Thal hinan. Coulissenartig schieben sich die steilen Uferberge von beiden Seiten näher, immer neue Bilder gewährend, Einblicke in reizvolle Thäler erschließend. An Weinbergen und Wäldern, durch lassige Wiesen und fruchtbare Ackerland, an Gärten und Ortschaften hin geht bergauf, bergab der Weg. Es ist die Weimarsche Schweiz, durch die wir ziehen. Da liegt Dorf Kuniz, übertragen von dem Gemäuer der Kuniburg. Neben den alten Münzenköpfen Jena's mit heiliger Andacht verehrten Biedörfern des Saalhales hat sich Kuniz mit seinen berühmten Eiertischen noch immer im Ansehen zu behaupten gewußt. Ein Stück thalauß grüßt das Dorf Wening-Jena, in dessen Kirchlein sich Schiller am 22. Februar 1790 mit Charlotte von Lengefeld „der Kosten wegen ganz einfach und still“ trauen ließ. Kamisdorf folgt, in dessen Gasthaus „Zur Tanne“ am 12. Juni 1815 die deutsche Burschenschaft gegründet ward. In demselben Gastraume wohnte Goethe monatelang. Hier entstanden seine herrlichen Lieder: der „Fischer“ und „Erlkönig“. Und nun steigt im Kränze leuchtender Kalkberge mit seiner stolzen Michaelis-Kirche die prächtige Thüringer Meilenstadt Jena hervor, „das liebe, nährische Reit“, wie Goethe es bezeichnete, „wo er immer ein glücklicher Mensch sei, weil er seinem anderen Orte so viele productive Momente verdanke“. Der Name Jena ist allen demosten die Hauptstadt der alten mater Musit in den Ohren, ein Erinnerungsblatt an Tage schämenden Übermuthes, an Jugendzeit und begeistertes Hosen. Manch Interessantes birgt diese wie in Gärten eingetauchte Stadt. Ist sie doch sehr stolz auf ihre „sieben Wunder“, zu denen die lange Saale-Brücke, der mächtige, entzündende Ausblick die Thurm der Michaelis-Kirche, der Altar, der auf einem Kreuzgewölbe ruht, durch das ein Wagen bequem fahren kann, der „Schnappans“, eine mechanische Gestalt an der Thurmuhre des alterthümlichen Rathauses, zählen. Einen hübschen Anblick gewährt der geräumige Marktplatz, auf dem sich das Denkmal des Kurfürsten Johann Friederich von Sachsen erhebt, und wo das studentische Leben und Treiben sich am regsten entfaltet. Das ehemalige Schloß ist heute der Sitz einer Reihe berühmter Sammlungen für wissenschaftliche Zwecke.

Was Jena aber den weitesten Ruhm eingetragen hat, das sind seine Beziehungen zu all den Größen der klassischen Zeit Weimars. Das Alm-Alben war die Sonne, von der aus ein leuchtender Strahlenstrahl hinaus in die stilen Thäler und einsame Wald- und Bergnester drang. Karl August und Goethe und der ganze Schwarm von Dichtern, Malern, Schauspielern, Hoslenen, — wie oft sind sie in jener ersten tollen Zeit nach Jena herübergetommen! Lautete doch Goethe's poetischer Walltalender damals wie bekannt:

„Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort,
Denn das ist, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebster Ort.
Samstag ist's, worauf wir zielen;
Sonntag rutscht man auf das Land,
Brocken, Burgen, Schneidemhühlen
Sind uns allen wohlbelauet.“

Ein Gang durch die Straßen Jena's mit ihren hochgiebeligen, mit Gedenktafeln so reich geschmückten Häusern, über den schönen Friedhof, zu den prächtigen Berggärten: welche Erinnerungen steigen da den Literatur-Lustigen an die größten Tage deutscher Poesie empor!

Über Lichtenhain und andere Dörfer gelangt man nach dem Städlein Lobeda, über welchem südlich die gut erhaltene, umfangreiche Ruine der Lobedaburg thront, die einst Sitz eines mächtigen Dynastengeschlechtes war, dessen letzter Vertreter als ein Bettler 1494 in demselben Hospiz zu Jena starb, das seine Vorfahren einst begründet hatten. Der Blick von der Burg Höhe ist über alle Mojen schön, sodoch selbst Kaiser Karl V., als er hier entlang zog, sich ducherte, er könne diese Gegend nur mit Florenz vergleichen. Die malerische Lobedaburg soll übrigens Goethe zu seinem Gedicht „Das Bergschloß“ begeistert haben.

Über Kahla gelangen wir nach dem altenburgischen Städtchen Orlamünde, an dessen steilem Straßenausgänge die wenigen Trümmer der einst so stolzen Burg der Grafen von Orlamünde traurn, des Reiches, das in der Geschichte Thüringens eine hervorragende Rolle gespielt hat und so oft von entscheidendem Einfluß sich zeigte.

Eine gewisse Berühmtheit hat aber Orlamünde und seine Burgruine, mit der sogenannten „Kemmate“, deshalb noch erhalten, weil sich an das Geschlecht derer von Orlamünde jene düstere Sage knüpft von der weißen Frau, die in innigster Verbindung zu dem preußischen Herrscherhause steht und bald hier, bald dort zur Mitternacht gespenstisch auftaucht, wenn große, entscheidende Ereignisse dem Hohenzollern-Geschlecht bevorstehen. In der Klosterkirche zu Himmelstein in Franken ruht jene verwunsene Gräfin von Orlamünde. Ihr Bildnis aber fann man droben im Schloß zu Blankenburg am Harze schauen.

Der Weg von Orlamünde bis Rudolstadt ist landschaftlich weniger interessant, wenn er auch sonst manche Erinnerungen wockt. Auch Rudolstadt spielte in jener klassischen Dichterzeit eine nicht unwesentliche Rolle; das bezeugen die zahlreichen Gedenktafeln an den Häusern, und nicht ohne Bewegung betritt man den kleinen Garten eines Hauses in der Sturm-

gasse, in dem Schiller und Goethe zuerst als Gäste des Legations-Rathes von Beulwitz zusammentrafen, vereint auch nach Hause gingen, ohne sich jedoch innerlich näher gekommen zu sein.

Sogenannte Schenksvördigkeiten bietet das heitere Städtchen wenig. Nur die umfangreiche Heidecksburg, das Residenzschloss der Fürsten von Schwarzburg, lohnt eines Besuches. Dieses Schloss enthält prächtige Räume, sehnswerte Kunstsammlungen und Sammlungen. In dem Festsaal droben bewirthete einst die tapfere Gräfin Katharina von Schwarzburg den Herzog von Alba und trat ihm hier bei dem Frühstück als Anwalt der beraubten Landesfürster mit den drohenden Worten entgegen: „Fürstenblut für Ochsenblut!“ Drinnen in der Stadtkirche kann man das Grabdenkmal der beherzten Frau schauen. Das Manuscript der bekannten Erzählung Schillers befindet sich auf dem Schlosse.

Jenseits Rudolstadt erreichen wir das Dorf Volstedt, in dem Schiller in seiner Liebe zu Charlotte von Lengefeld so überaus glückliche Tage verlebte. In der Nähe liegt die „Schillershöhe“, wo der Dichter einst so gern rastete und im Anschauen der lieblichen Thüringens Landschaft die Anregung zu seinem Gedicht „Der Spaziergang“ empfing.

Hinter Volstedt mündet beim Dorfe Schwarza der Gebirgsbach gleichen Namens in die Saale, aus dem schönsten Thale Thüringens tretend, das einer Bewölkung durch die Eisenbahn jetzt noch einmal glücklich entgangen ist. Nun folgt Saalfeld, das altherwürdige meiningerische Städtchen, von dem 1879 erbauten Schloße und den Ruinen einer alten Sorbenburg malerisch überzeugt. Schenksvörd in Saalfeld sind das Rathaus und die uralte Johanniterkirche. Saalfeld hat eine sehr bewegte Geschichte, da es als kaiserliche Pfalz, gefürstete Abtei und endlich als herzogliche Neidenz einmal große Tage sah. In seiner Nähe steht ein Denkmal den genialen, heldenmütigen Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, den gefeierten Liebling der Frauen, der hier nach verlorner Schlacht, am 16. October 1806, den Tod suchte und im dichtesten Handgemenge auch unter den Säbelhieben eines französischen Wachtmeisters fand. Seitdem hat ihn das Volk den „Saalfelder“ genannt.

Nachdruck verboten.

Im Strandkorb.

Zu dem Bilde von J. Podzinski. — Siehe Seite 121.

Der Weiten der Großstadt ist unerträglich geworden! Überall herabgelassene Jalousien und vernachlässigte Borgarten; dazu brennt die liebe Sonne auf den Kopfhalt, daß man ans der Pant fahren möchte. Es wäre dies wenigstens noch eine kleine Kostüm-Erlichterung. Und dabei soll man sein Mittagschläfchen machen! Es geht nicht, absolut nicht! Wie gelöst ist man, und dann die Fliegen, die Fliegen! — Mein Grünschen, die Schwägerin Magda und Cousine Helene lassen sich den weilen an der Nordsee von der herrlichen, süßen Seebrise umschütteln. Da treiben sie sich, wie sie schreiben, den lieben langen Tag am Strand herum und sind fidel wie die Starre. Und Trig und Trigi scheinen auch nicht mehr zurück zu wollen! — Was die ganze Gesellschaft jetzt wohl macht — Himmel, gleich stecke ich den Kopf wieder in saltes Wasser es ist ja zum Rasendwerden hier zwischen den stolzen Mauern! — Ja, was machen sie augenblicklich? Mama liegt in ihrer anmutigen Faulheit im Strandkorb, Magda sitzt (natürlich wie immer tip top angezogen) ebenso beschäftigt daneben und Helene erwirbt sich wenigstens das Verdienst vorzuleben. Mir liegt hier kein Mensch vor. Mir locht auch keiner etwas Ordentliches! Ich habe überhaupt allen Appetit verloren! ... Ja, was, warum bleibe ich denn eigentlich noch hier? Warum sollte ich mir ein, daß mein anderer mich im Geschäft vertreten kann? — Naßnass! Hinaus in die Freiheit, hinaus an die See! Ich

will's auch einmal gut haben! Ich will mit Trig und Trigi im Sande wühlen, statt mein armes Hirn hier ganz zu verbumpfen. — Vorwärts zum Telegraphen-Bureau! Na, werden die aber erstaunt sein, wenn der Papa sich plötzlich anmeldet! Aber Gott sei Dank, daß ich mich aus meiner lethargischen Angst habe. Morgen bin ich bei Euch, lieber Geindel! Morgen halte ich die heute verunglückte Siega ohne Schmortheiße und Fliegen — im Strandkorb!

B. H.

„Anträge, Wünsche, auch etwaige Beschwerden sind an den direkten Vor- gesetzten zu richten.“ — — —

Redactions-Post.

Fragen.

Ballot. — Woher kommt das Wort „Ballot“, und was bedeutet es?

R. v. M.

Bildherin. — Hat Goethe das Singpiel „Die Bildherin“ als sein alleiniges geistiges Eigentum betrachtet?

Therese.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Johanniter-Orden (72). — Bei dem großen Interesse, das sich uns in dieser Sache fand gegeben hat, veröffentlichen wir hier die Belehrungen, unter denen evangelische Frauen und Jungfrauen des deutschen Volkes auf Kosten des Johanniter-Ordens durch Diakonissen-Mutterhäuser in der Krankenpflege unterwiesen werden:

1. Die Lehrzeit dauert so lange, wie das Mutterhaus es für erforderlich hält, um eine tüchtige Ausbildung zu bewirken, aber nicht über sechs Monate. Soll die Lehrzeit ausnahmsweise über diesen Termin hinausgedehnt werden, so ist dazu die Einwilligung des Werkmeisters des Johanniter-Ordens, wie der Lehrpflegerin erforderlich.

2. Ein Gehalt bekommt weder die Lehrpflegerin noch die dienende Schwester des Ordens; ihr Dienst ist ein freiwilliger Dienstdienst an den leidenden Mitmenschen zur Ehre Gottes. Dagegen sollen von ihnen nicht peccunäre Opfer verlangt werden, vielmehr wird der Johanniter-Orden die Hin- und Rückreise zum Diakonissen-Mutterhaus bezahlen und in letzterem für freie Station sorgen.

3. Der Werkmeister des Johanniter-Ordens bestimmt, in welchem Diakonissen-Mutterhaus die Ausbildung geschehen soll; soweit thunlich, werden Wünsche der Lehrpflegerin berücksichtigt.

4. Die von dem Mutterhaus verlangten Papiere sind von der Lehrpflegerin zu beschaffen und bei ihrem Antrage auf Ausbildung demjenigen zu überreichen, welcher den Antrag entgegennimmt.

5. In dem Diakonissen-Hause trägt die Lehrpflegerin ihr gewöhnliches Hauskleid, wenn das Mutterhaus nicht nebenbei ein besonderes Abzeichen gibt.

Zwischen hat der Orden eine Mütze und Schürze als Tracht eingeführt, und die Lehrpflegerinnen bekommen die Gegenstände geliefert.)

6. Dieselben haben sich der Haushaltung des Diakonissen-Hauses gehorcht und pünktlich zu führen. Letzteres hat das Recht, eine ihm nicht passend erscheinende Persönlichkeit zu entlassen.

7. Verläßt die Pflegerin das Mutterhaus vor beendeter Lehrzeit aus freiem Willen, so hat sie die dem Orden entstandenen Kosten demselben zu erhalten.

8. Eignet sich die ausgebildete Lehrpflegerin für den Dienst des Ordens, so wird der Durchlauchtige Herrenmeister ein Patent für sie ausfertigen, durch das sie als „dienende Schwester des Ordens“ aufgenommen wird.

Dieses Patent kann von dem Herrenmeister jederzeit zurückgezogen werden.

Beim Auscheiden einer dienenden Schwester aus dem Ordendienste ist allemal das Patent zurückzugeben.

9. Von den dienenden Schwestern des Ordens wird verlangt:

a) daß sie sofort nach Beendigung des Lehr-Curses, in ihre Heimat zurückkehrt, dort, soweit es ihre sonstigen Geschäfte erlauben, praktisch das Gelernte in der Gemeindepraxis anzuwenden und so sich fortbildet;

b) daß sie jederzeit auf den Ruf des Herrenmeisters des Johanniter-Ordens sich zum Dienste stellen, sei es zur Pflege im Kriege verwundeter und erkrankter Soldaten, sei es zur Aushilfe in den Mutterhäusern, wenn diese dem Orden Diakonissen für Kriegszwecke oder bei Epidemien im Lande abgetreten haben, sei es in besonderen Fällen zur Aushilfe in den eigenen Räumlichkeiten des Ordens.

Für die Dauer des Dienstes zu tragen die dienenden Schwestern des Ordens ein Abzeichen, daß der Durchlauchtigste Herrenmeister anordnen wird.

10. Die dienenden Schwestern stehen unter der Obhut eines ihnen beigezeichneten Johanniter-Mittlers, der sie mit Rath und That unterstützen wird, auch in dem Hause zu sa.

11. Treten Umstände ein, welche die dienenden Schwestern für längere Zeit verhindern, den Dienst unter sa zu versehen, so haben sie solches dem Johanniter-Mitter anzuzeigen, dessen Obhut sie unterstellt sind, ebenso wenn sie dauernd ihren Wohnsitz verändern, für welchen Fall sie eventuell einem andern Johanniter-Mitter überwiesen werden.

Tritt eine Lehrpflegerin aus der Lehre zurück, oder zieht sie aus eigener Bewegung das Verhältnis als dienende Schwester auf, so behält der Orden sich vor, die für sie ihm erwachsenen Kosten zurückzufordern.

Leiderem steht allein die Entscheidung zu, in welchem Hause die Kosten zurückzuzahlen sind.

12. Der direkte Vorgesetzte der dienenden Schwester ist der Kommandator derjenigen Johanniter-Ordens-Gesellschaft, in dessen Bezirk sie wohnt; ist sie aber zum Dienste ob eingezogen, so ordnet sich dies nach den dienstlichen Vorschriften.



The Frapan

Siehe Seite 127.

Nach einer Photographie von Joh. Meuter, Zürich.

Im übrigen verweisen wir auf die kurze Auskunft in Heft 11 der Illustrierten Frauen-Zeitung.

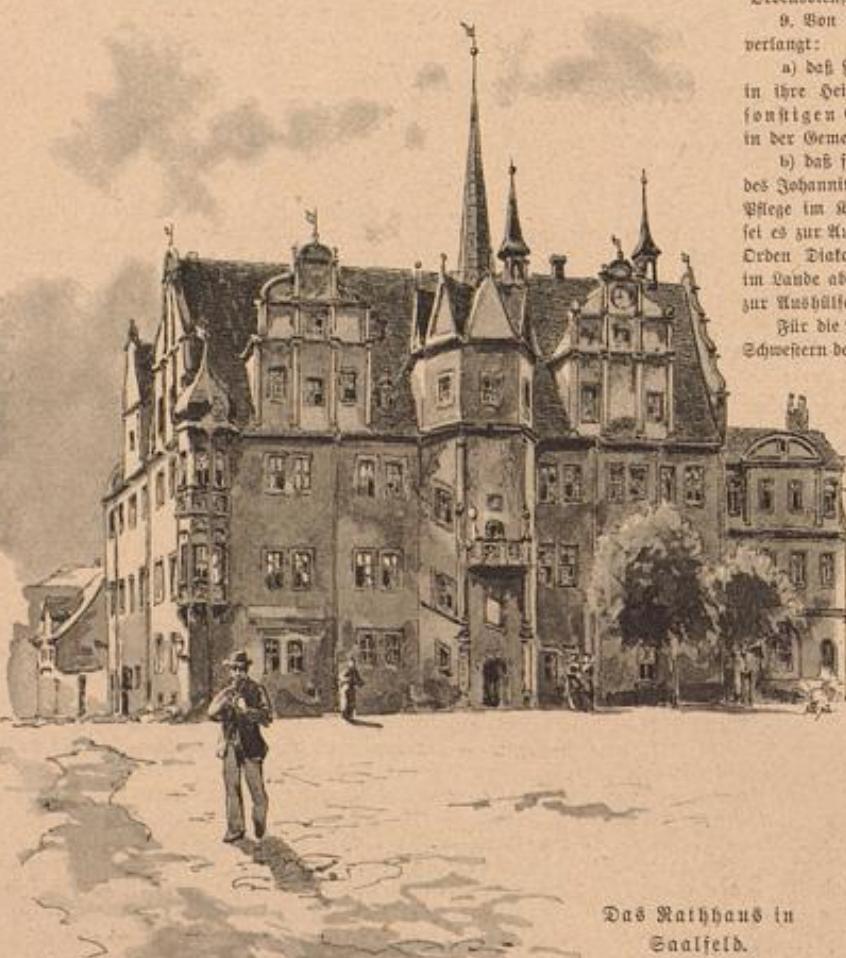
R. M. Edenburg. — Neben Betty Paoli berichtete unser voriges Beiblatt das Nähere. An dieser Stelle sei Ihnen noch das gewöhnliche Gedicht der dahingeschiedenen Dichterin mitgetheilt, das zu ihren besten gehört und vermutlich auch anderen Leserinnen der Illustrierten Frauen-Zeitung Freude bereiten wird:

Sichere Richtung.

Sieh dort durch des Tempelbaues Hallen
Erst die gottgeweihte Jungfrau wollen!
Eine Lampe, deren Flamme zittert,
Trägt sie, und mit reiner Hand umgittert
Sorglich sie dies Licht, daß es im Grimme
Rauher Stürme herpend nicht verglimme.
Nicht vermag es alle dunklen Stellen
Dieses weiten Domes zu erhellen;
Doch genügt's, daß Helle es verbreitet
Auf dem Platz, auf dem die Jungfrau schreitet,
Doch ihr Schein, der milde, erneite flare,
Bir die Richtung zeigt zum Altare,
Wo die Perlen ihres sel'gen Schaffens
Thauen, wie der Balsam Magdalens.
Jener Jungfrau gleicher meine Seele,
Wie sie durch des Lebens Dunkei schreites,
Nur vom ew'gen Liebesstrahl geteitet,
Doch sie nimmer ihres Weges fehle.
All ihr Denten, Fäthen, Thun und Treiben
Dienen nur die Flamme zu beschirmen,
Doch sie von des Lebens rauhen Stürmen
Unreicht und unberührt mag bleiben.
Weines Tafseins dunkle Schattenmassen
Kann sie nicht zerstreuen' mit mächt'ger Richtung,
Aber leuchtend weist sie mir die Richtung
Zu dem Trost, nur mehr allein zu fassen;
Sichert mir den Weg, den ich betrete,
Leitet mich mit ihrer frommen Helle
Treulich hin zur wundervollen Stelle,
Wo sich Klagen wandeln zu Gebeten.
O, es gleicht mein unverlöschlich Lieben
Jenem Stern, der einstmal fortgerückten
Die drei Könige aus Ihren Landen,
Der sie über Berg und Meer geführet,
Bis sie endlich, wonnevoll gerührret,
Vor dem Gotteslinde handen.

V. v. S., Aliga. — Das „Gasthaus“ beantwortet die Frage nach dem Alter der Speisefarbe folgendermaßen: „Auf einem anno 1489 zu Regensburg abgehaltenen Reichstag erregte Herzog Heinrich von Braunschweig Aufsehen dadurch, daß beim Schmaus, ein langer zedel bei ihm in der Tafel liegen that, den er öftermal besah“. Graf Hugo von Montfort fragte den Herzog schließlich, was er so eifrig lese. „Also ließ ihn der Herzog den zedel sehen. Darin hat ihm der Tuchmeister alle eßen und trachten in der ordnung aufgesetzt und tunnt sich demnach der Herr Herzog mit seinem eßen darnach richten und ihnen appetit auf die besten trachten sparen.“ Es wird nicht bestritten, daß Herzog Heinrich die erste Speisefarbe hat anfertigen lassen, allerdings ohne Beigabe von Wappen oder Signette. Man hätte also vor fünf Jahren das vierhundertjährige Jubiläum der Speisefarbe feiern können.“

M. T., E. — Die Errichtung einer Kinderheilstätte im Sozialbad Solingen ist bereits thatkräftig in Angriff genommen worden. Der Vorstand würde Ihnen und anderen für Auffindung eines Beitragss zu dem humanen Zweck sehr dankbar sein.



Das Rathaus in Saalfeld.

Zeichnung von Otto Günther-Naumburg.
Siehe Seite 127.